

DIE FACKEL

Nr. 347/348

27. APRIL 1912

XIV. JAHR

Glossen

GROSSER SIEG DER TECHNIK: SILBERNES BESTECK FÜR 10.000 MENSCHEN

oder

FURCHTBARE VERSÄUMNISSE: GOTT HAT NICHT SCHIFFBAU STUDIERT

Das Schiff »Titanic« wäre beinahe durch einen Eisberg vernichtet worden ...

*

Würde man die »Titanic« senkrecht auf den Kopf stellen, so würde sie den Stephansturm noch um 114 Meter überragen, sie wäre fast doppelt so hoch als der Stephansturm.

*

Die Vorstellung kann kaum heftiger angeregt werden als durch das Bild eines jener Rauchfänge, in welchen bequem und ohne Mühe eine Lokomotive mit ihren Waggons Platz fände ... Es ist, als würde durch menschliche Begabung die Urweltgröße wieder aufstehen ... Silbernes Besteck für zehntausend Menschen, Fassungsraum für mehr als zwanzigtausend ... Tennisplätze, Schwimmbäder, ein türkisches Bad und, als Kuriosität, ein Café Parisien, das mit Efeu geschmückt ist, der am Gitterwerk sich emporrankt ... Und was ist zurückgeblieben? Der arme, schwache, von einer starken Faust niedergeschmettete Mensch! ... Und dennoch sagen wir in dieser Zeit, wo alle Kräfte zu so ungeheurer Leistung angespornt sind, wo selbst ein so großes Unglück zwar das Schiff zerstören, aber die Rettung der Menschen nicht verhindern konnte: Es ist eine Freude zu leben!

*

Schon hatte aber der Kapitän den funkentelegraphischen Apparat in Tätigkeit gesetzt und sandte nach allen Richtungen Bitten um Hilfe aus, die auch bald ... in normale Bahnen gelenkt ... leicht in Sicherheit gebracht werden konnte ... Alles gerettet!

*

... bietet Raum für 2500 Passagiere ... es ist keine Kleinigkeit, 1750 Passagiere auf andere Dampfer zu bringen

*

Dampft langsam nach Halifax ... Wieder einmal hat sich die Funkentelegraphie ... Kein Österreicher vermißt ... Die Kolbenmaschinen treiben die Seitenpropeller und geben den Dampf in die Turbine ab, welche den zentralen Propeller treibt.

*

Nebbich die Natur.

*

Die »Titanic« ist so gut wie unsinkbar.

*

Mit zischenden Schrauben schossen denn auch von allen Seiten die Dampfer heran, flogen über die Wogen und vollbrachten das frohe Werk ... Die Teilnahme an der schönen Kunde zieht uns mit ihrer stärksten Regung zu den Männern der Wissenschaft hin, zu Glückwunsch und Händedruck, daß ihr Geist diesen herrlichen Sieg über die Schrecken der Natur errungen hat ... Das Wetter ist jedenfalls anhaltend günstig.

*

All right ... 75.000 Pfund Fleisch, 84.000 Stück Geschirre und Bestecke ...

*

Wieder einmal steht das alte Problem zur Diskussion, wie weit der Mensch die Naturgewalt zu meistern vermag.

*

Über die Wirkung der Funkentelegraphie wird auch noch ein Wort zu reden sein.

*

Alle Passagiere erster Klasse gerettet! Die Unglücklichen sind jedoch keine Wiener oder Österreicher ...

*

Die Höhe der auf der Titanic vertretenen Vermögen beträgt:

Astor	600 Millionen
Isidore Bruce	200
Georg Widener	200
Benjamin Guggenheim	380
Washington Roebling	100
Thayer	40

*

Selten noch mögen die Menschen einer Zeit so imprägniert gewesen sein von dem geistigen Gehalt ihres Jahrhunderts. Das ist es, was uns von vielen Epochen scheidet: wir wissen um die Bedeutung unseres Zeitalters und haben es nicht mehr nötig, uns von einer historisch prüfenden Nachwelt entdecken zu lassen.

*

Leute, die nur ein paar Millionen haben, sind nicht aufgezählt.

*

Nun aber ereignet sich das Wunderbare, Neue dieser starken Zeit. Noch im Verderben ist sie Siegerin geblieben ...

*

Wenn man die drahtlosen Berichte vergleicht, kommt man zu dem Schluß, daß überhaupt keine anderen Schiffe die Unglücksstätte erreicht haben ... 1700 Menschen tot ... Und dennoch, wie ein Fanfarenstoß zerreißt das Wehklagen um die Geopferten der Siegesruf einer großen Zeit.

*

... Der Rentier, ein älterer Herr, erschien heute im Kajütenbüro der Red Star Line auf dem Kärntnerring, um Nachrichten über das Schicksal des Schiffes, über die Geretteten und Versunkenen

einzuholen. Direkte Mitteilungen aus Southampton waren aber bei der Wiener Vertretung auch heute nicht eingelangt. Tief ergriffen, erzählte der Bedauernswerte, er müsse leider fürchten, sein Bruder habe, trotzdem er ihm von der Reise abriet, die Fahrt mit der »Titanic« gemacht. Er selbst hätte früher ein großes Kaufhaus in Paris besessen und 38 Angestellte beschäftigt. Nunmehr lebe er zwar ständig in Wien, habe aber immer große Sehnsucht nach Paris, wo sein Bruder noch etabliert sei. Er fahre alljährlich fünf— oder sechsmal nach Paris und habe diese Reise zuletzt mit seinem Bruder gemeinsam gemacht. Der Herr schloß seine Erzählung damit, daß er weinend sagte, er sei ein vermögender Mann und habe nach einem mühe— und arbeitsreichen Leben für den Rest seiner Jahre auf ein ruhiges frohes Dasein gehofft ...

*

Dieses zwanzigste Jahrhundert mit seiner unermeßlichen Beute an freigelegten Erkenntnissen wird in der Geschichte als ein äquivalentes neben den größten Zeiten stehen, gleichwertig den Tagen der Renaissance, größer vielleicht noch als diese.

*

Mr. Thomas Pears ist der Direktor der weltberühmten Fabrik von »Pears—Seife«, die mit ihren Reklamen bis auf die höchsten Schweizer Bergespitzen gedrungen ist.

*

... das übermütige Siegesbewußtsein des Menschen, der die Naturgewalt gebändigt zu haben glaubt.

*

Die Mannschaft mußte von den Revolvern Gebrauch machen, um die Männer zu verhindern, die Rettungsboote mit Gewalt zu nehmen und vor Frauen und Kindern Rettung zu suchen.

*

Oft mußten sie wirklich Gewalt anwenden, Frauen gegen ihren Willen zu retten, da diese ihre Brüder und Gatten nicht verlassen wollten.

*

Das Schicksal der Millionäre ist noch ungewiß ... besaßen zusammen ein Vermögen von 2 ¼ Milliarden Francs.

*

An Bord der »Titanic« befanden sich fünfundzwanzig Millionäre, die zusammen mehr als 100 Millionen Pfund repräsentieren.

*

Es steht leider so gut wie fest, daß es sich um das größte Unglück handelt, das die Geschichte der Schifffahrt kennt.

*

Das Leben geht weiter. Zifferer.

*

Freilich ist vorderhand nur die Bilanz der Katastrophe sichergestellt.

*

Mr. Robert Daniel aus Philadelphia war eigens nach England gefahren, um einen prachtvollen Hund für 5000 Kronen zu kaufen. Mr. Henry B. Hatris ist einer der bekanntesten amerikanischen Theatermanagers und er hat oft in Wien gewelt, um Operetten und Lustspiele zu erwerben.

*

Das sind die Lehren und die Aufgaben, die aus der Katastrophe der »Titanic« erwachsen.

*

Es wird auch schwer sein, meinte der Generaldirektor, daß die Route geändert wird, denn die Schiffe werden immer die kürzere Route befahren und es wird sich auch die Geschwindigkeit der Dampfer nicht verlangsamen. Denn dieses würde den Forderungen der Jetztzeit widerstreben und stünde den Konkurrenzverhältnissen zwischen den großen Schifffahrtsgesellschaften entgegen. Die Katastrophe der »Titanic«, die größte Katastrophe zur See, war nur eine zufällige.

*

... wenn die Errungenschaften der modernen Technik nicht zum waghalsigen Vabanque—Spiel werden sollen.

*

Es ist ziemlich waghalsig, sagte der Direktor, die Ursachen der Katastrophe feststellen zu wollen ... Die Eisberge haben selten eine geringere Höhe als 30 Meter.

*

Der Konteradmiral hatte die Liebenswürdigkeit ... Die Eisberge ragen gewöhnlich nur etwa einen Meter über den Meeresspiegel empor, bei einem Tiefgange von 7 bis 10 Meter.

*

Ismay's Schuldkonto ...

*

... so daß man heute noch nicht beurteilen kann, ob sie jemals wieder werden zurechnungsfähig werden. Sonst aber ist rechnermäßig die Katastrophe als abgeschlossen zu betrachten, und es handelt sich nur darum, die Identität der Geretteten und an der Hand derselben die Identität der Ertrunkenen festzustellen.

*

Alle Diamantenhändler die sich auf der »Titanic« befanden, wurden gerettet.

*

Auf der Karpathia alles wohl ... 250 Särge sind nach dem Hafen von New York bestellt ...

*

Man beschäftigt sich jetzt besonders mit der Frage, wieso die drahtlose Telegraphie so mangelhaft funktioniert habe.

*

... jedenfalls liest man von Leuten, welche die nach dem ersten Schreck unterbrochenen Kartenpartien fortsetzten oder sich gegenseitig mit den aufs Schiff fallenden Eisstücken bewarfen.

*

Ich saß gerade mit Max Fröhlicher beim Diner ...

*

Am Deck neben einer Kajüte erster Klasse stand ein bejahrter Ehemann Arm in Arm mit seiner Gattin, der sie in dem Augenblick der Gefahr daran erinnerte, daß sie beide in jahrelanger harter Arbeit ein großes Vermögen gesammelt hätten ... Ein echt bibliisches Ehepaar, bemerkte Herr Thomson.

*

Der Präsident der White Star Line Ismay schloß bei dem Zusammenstoß ... Er erklärt, die »Titanic« sei das letzte Wort, die Vollendung der Schiffsbaukunst gewesen ... Die Frage, wieso Ismay unter die meist Frauen und Kinder aufweisende Liste der Geretteten komme, wies der Vizepräsident der Gesellschaft Franklin indigniert zurück.

*

Der Chefsingenieur der Marconigesellschaft gibt zu, an die »Carpathia« die Weisung erteilt zu haben, nichts außer den Namen der Geretteten mitzuteilen, damit bei der Ankunft dem Höchstbietenden die genaue Geschichte der Katastrophe verkauft werden könne. Das Anbot betrug eine vierstellige Zahl Dollar.

*

Die Insassen beider Rettungsboote hatten sich geweigert, auch Passagiere des Zwischendecks aufzunehmen, und es war nur der Energie der Mannschaft zu danken, daß überhaupt Frauen der Zwischendeckpassagiere gerettet wurden. Die Mannschaft hatte mit vorgehaltenem Revolver die männlichen Passagiere der ersten und zweiten Klasse davon abhalten müssen, sich vor den Frauen der Boote zu bemächtigen.

*

Sechzehn Maschinisten mit dem Obermaschinisten erwarteten auf dem Deck, im Gebet kniend, den Untergang der »Titanic«.

*

Noch brennen die Lichter auf dem Schiff, das jetzt, fast ganz auf den Kopf gestellt, mit seiner rückwärtigen Hälfte 150 Meter hoch wie ein Turm aus der nachtschwarzen See zum Himmel emporragt

...

*

Die Musik spielte: »Näher, mein Gott, zu dir!«

Er rief: Ein Ozean auf meine Mühle! ... Aber es ist unmenschlich, Gott Recht zu geben. Man muß sie bedauern, in ihrer Allerbärmlichkeit, die Menschen, welche sich zwei, die zusammen sterben, als Kompagnons vorstellen müssen, die Bilanz machen vor dem Zusammenbruch. Man muß weinen über eine Welt, deren höchster Aufschwung die Vorstellung ist, daß ein Gespräch der letzten Minuten dem Kommerz geweiht war. Eine Hekatombe Optimisten für einen Maschinisten, der betet! Sie haben sich von dieser Entscheidungsschlacht, die das Schicksal ihrer Fortschrittsflotte geliefert hat, auf das Festland ihrer Lebensfreude zurückgezogen, bis sie auch dort, aus allen Schanzen gejagt, von der Rettung der Passagiere über die Rettung der Telefunken zur Rettung der Phrasen nichts weiter retten konnten, als die nackte Schamlosigkeit. Aller Vorwand, den ihnen eine freche Naturerkenntnis zimmert, ist geborsten. Man wird ihnen ihre Schiffe nicht mehr glauben. Die Vorsehung antwortet drahtlos, aber anders. Sie haben Gott an die Maschine verraten. Er kam wie der Gott aus der Maschine, um eine glückliche Sache zum verwickelten Ausgang zu führen.

* * *

ICH GLAUBE AN DEN DRUCKFEHLERTEUFEL

»Ein bis jetzt unbekanntes Trauerspiel von Shakespeare wurde jüngst im Inseratenteil einer in St. Gallen erscheinenden Zeitung angekündigt. Es hieß nämlich dort, daß im Stadttheater von St. Gallen zur Aufführung gelange: »König Lehar«, Trauerspiel in fünf Aufzügen von W. Shakespeare.«

Da gibts gar nichts zu lachen. Es ist grauenhaft. Der Setzer hat keinen Witz machen wollen. Das Wort, das er nicht zu setzen hat, die Assoziation, die ihm in die Arbeit gerät, ist der Maßstab der Zeit. An ihren Druckfehlern werdet ihr sie erkennen. Was hier zu lesen war, ist ein Shakespearesches Trauerspiel.

* * *

STILBLÜTEN SAMMELN

sollte nur, wer ein Liebhaber ist. Sie auszujäten zeugt von einem schlechten Geschmack, von einem, der da wünscht, daß in der Zeitung nur korrekte Phrasen wachsen. Stilblüten sind die glücklichen Ausnahmen, denen wir in der Wüste der Erkenntnis begegnen. Und ist es nicht von einer ergreifenden Symbolik, wenn einer Zeitung der Satz gelingt:

»Sterbend wurde sie ins Spital gebracht, wo sie einem toten Kinde das Leben gab.«

Geschieht das nicht unser aller gemeinsamen Liebsten, der Kultur? Sterbend wurde sie in die Redaktion gebracht und gebar die Phrase. Ach, wer doch dem toten Kind das Leben gäbe! Er würde die Mutter retten.

* * *

HUFSCHLÄGE DER WISSENSCHAFT

»Die gerichtsarztliche Obduktion stellte fest, daß der Lehrling Hammerschmied durch Hufschläge, also durch ein Pferd, getötet worden sei. Als der Kutscher Kabon von diesem Gutachten erfuhr, legte er sogleich das Geständnis ab, daß er den Hammerschmied durch Hammerschläge ermordet habe.

Als die Gerichtsärzte von diesem Geständnis erfuhren, gaben sie zu, daß die Verletzungen an den Schläfen des Hammerschmied von Hammerschlägen herrühren.«

Als ich erfuhr, daß die Gerichtsärzte das Gutachten abgegeben hätten, daß ein Pferd den Lehrling Hammerschmied erschlagen habe, gab ich sogleich das Gutachten ab, daß das Gutachten von Hufschlägen herrühren müsse.

Als ich aber erfuhr, daß der Kutscher Kabon das Geständnis abgelegt habe, daß nicht das Pferd, sondern der Kutscher den Lehrling erschlagen habe, und daß die Gerichtsärzte hierauf das Gutachten ablegten, daß die Verletzungen des Hammerschmied von Hammerschlägen herrühren, nahm ich die Obduktion der Gerichtsärzte vor und gab das Gutachten ab, daß Selbstmord der Wissenschaft vorliege, blieb aber dabei, daß die Verletzungen an ihren Schläfen von Hufschlägen herrühren.

* * *

DER DANK DER JUSTIZ UND DAS VERDIENST DER POLIZEI

»Im Gegensatz zu so vielen Beschuldigten, die durch ihre Verantwortung die Untersuchung gegen sich zu erschweren wissen, hat bekanntlich der Kutscher Josef Kabon *die Untersuchung durch sein Geständnis sehr erleichtert*. Die *polizeilichen Recherchen haben noch ergeben*, daß sich im Besitze Hammerschmieds, der der Untat zum Opfer gefallen ist, 40 K befanden.«

* * *

»NIEMAND KANN EINE SOLCHE FRAGE BESSER BEANTWORTEN

als der Chef des Wiener Sicherheitsbüros, Regierungsrat Stukart. Der hervorragende Kriminalist kennt die dunklen und verbrecherischen Seiten der großen Stadt gründlich, und von jedem Ereignis, jedem Schlupfwinkel gehen Fäden zu seinem Schreibtisch ... Ein leiser Lysolhauch schlägt dem Eintretenden entgegen und erinnert sofort an menschliches Elend ... Auf den Stiegen und Gängen ein Kommen und Gehen von Parteien, von Beamten, Wachleuten und Polizeiaagenten in Zivil, die man an ihrem militärisch energischen Kopf, der entschlossenen gedrungenen Gestalt erkennt ... Dazwischen klingelt das Telephon. Und die Wartenden sprechen über eine Falschmünzerbande, über Defraudanten und angeschwemmte Leichen; nie über gleichgültige alltägliche Dinge. Zwischen einer wichtigen Untersuchung und einer Audienz beim Minister findet Regierungsrat Stukart Zeit, den Besucher liebenswürdig zu empfangen. Die Frage nach den Wiener Apachen verneint er entschieden: 'Apachen von der Sorte, wie sie Paris hat, gibt es in Wien überhaupt nicht ... In politischer Hinsicht ist der Wiener Plattenbruder vollkommen indifferent ...'«

* * *

KONSIGNATION

» ... Da die Geschäftsreisenden sich durchwegs im freisinnigen Lager befinden, bitte ich die 'Neue Freie Presse' durch einen Aufruf an die Herren das Ersuchen zu richten, daß sie ausnahmslos zur Stimmenabgabe nach Wien fahren mögen. Vielleicht geht doch der Traum eines freien Wien in Erfüllung ... «

Wie? Der tragische Konflikt in der Seele des Chefs, ob der Platz zu verlassen oder das Bollwerk zu stürmen sei, sollte eigenmächtig von den Vertretern des Freisinns gelöst werden? Nein, so:

» ... eine wohllobliche Redaktion auf den wichtigen Umstand aufmerksam zu machen, daß es in Anbetracht der regen Agitation opportun erscheinen würde, in irgend einer passenden Form die Chefs der reisenden Kaufleute zu ersuchen, am Wahltage die Reisenden in Wien zu belassen, nachdem speziell diese Wahl zu entscheiden haben wird, ob Wien freiheitlich oder klerikal ist ... «

Das läßt sich hören.

* * *

EINE UNVERSTÄNDLICHE **B**ESCHWERDE ÜBER EINE UNVERSTÄNDLICHE **M**ASSREGEL

Gestern wurde in der Öffentlichkeit bekannt, daß gegen den hiesigen Tapezierer Herrn Julius St. ... bei der Vormundschaftsbehörde von unbekannter Seite ein Antrag eingebracht worden sei, ihm die väterliche Gewalt über seine Kinder abzuerkennen. In den Berichten hieß es, daß Herr St. Wahlleiter der deutschdemokratischen Partei in fünften Bezirke sei und der Antrag nur auf Parteigehässigkeit zurückzuführen wäre. Noch im Laufe des gestrigen Tages suchte einer unserer Mitarbeiter Herrn St. auf, der ihm über die Sache folgende Mitteilungen machte: Meine beiden Kinder, der zehnjährige Fritz und der zwölfjährige Karl, besuchen die Volksschule in der Rahlgasse. Sie sind ein wenig unruhig und *lassen auch im Fortschritt zu wünschen übrig ...*

Also sollte der liberale Tapezierer einverstanden sein, daß die antilibérale Behörde ihm die väterliche Gewalt aberkennt, während diese darauf bestehen müßte, daß er sie behält. Im allgemeinen aber muß betont werden, daß die Behörde sich nicht in die Familienangelegenheiten der Steuerzahler einzumischen hat, sondern verpflichtet wäre, ihnen die politische Gesinnung abzuerkennen.

* * *

MAN RATE

Ansichten des Grafen Stürgkh

Aus seinen politischen Unterhaltungen mit Freunden im Herrenhause.

»Der Ministerpräsident Graf Stürgkh hat vor einigen Tagen in einem Kreise von Mitgliedern des Herrenhauses, die ihm persönlich nahe stehen, über seine Pläne für die Zukunft sich ausgesprochen. Diese politische Unterhaltung hatte einen weiteren Rahmen und nicht den Zweck der unmittelbaren Wirkung auf die von dem drängenden Augenblick erzeugten Bedürfnisse einer Regierung. Sie berührte die tieferen Fragen der inneren Politik. Ein älteres Mitglied des Herrenhauses, ein Mann, der schon in der Zeit, da er noch Abgeordneter war, sich unserem Blatte vielfach freundlich erwies, hat uns den Inhalt dieser politischen Unterhaltung mitgeteilt, die für das Parlament von ernster Bedeutung ist. Der Staatsmann aus dem Herrenhause, dessen Name den Lesern älterer Protokolle des Abgeordnetenhauses vertraut ist, erzählt, daß die Unterhaltung beiläufig den nachstehenden Verlauf hatte.«

Was sagt der Ministerpräsident zu seinen politischen Freunden, die das, was er zu ihnen sagt, der befreundeten Redaktion erzählen? Wie heißt der Herr, der das was nicht den Zweck der unmittelbaren Wirkung auf die von dem drängenden Augenblick erzeugten Bedürfnisse einer Regierung hat, zum Zweck der unmittelbaren Wirkung auf die von dem drängenden Augenblick erzeugten Bedürfnisse einer Zeitung ausschachtet? Man will raten? Nun es

brennt — nein, es rußt! Nämlich der bekannte Herr Ruß, der immer dort entsteht, wo die liberale Flamme zu hoch geschraubt ist, der sich gleichfalls unserem Blatte immer freundlich erwies und dessen Name gleichfalls den Lesern älterer Protokolle des Abgeordnetenhauses vertraut ist, der wird sich doch dagegen verwahren, daß er die Unterhaltung weitergegeben hat? Und dann werden wir erst nicht wissen, wer der Staatsmann ist. Denn die Neue Freie Presse gibt ihn nicht preis. Sie ist anständig genug, nicht seine Indiskretion zu begehen. Und am Ende kann sie sagen, daß sie von der Regierung begangen wurde. Denn die Politik beruht darauf, daß das, was nicht gesagt, ver-raten werden darf. Und wer durch ein moralisches Opfer die Regierung mit der Presse verbindet, verbindet sich beide.

* * *

EINE ERPRESSUNG AN DER SONN— UND MONTAGS—ZEITUNG

»In welcher Art Dr. Weißkirchner sein Amt als Handelsminister verwaltet hat, ist durch allerlei Enthüllungen und Feststellungen seit seiner Demission hinlänglich bekannt geworden. Man hat überraschende Beweise für eine parteigemäße Ausnützung der ihm anvertrauten Machtstellung empfangen. Wir sind nun in der Lage, diesen Beweisen einen neuen hinzuzufügen, und zwar dafür, daß er diese Machtstellung nicht nur für parteigemäße, sondern auch für *persönliche Zwecke auszunützen* verstand. Wir werden durch die maßlosen Angriffe des Dr. Weißkirchner und seiner intimsten Parteigenossen auf die Wiener 'Sonn— und Montags—Zeitung' und namentlich auf den verstorbenen Gründer dieser Zeitung bestimmt, den Schleier von Vorgängen zu heben, die geeignet sind, Herrn Dr. Weißkirchner in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Zum Verständnis des Nachfolgenden müssen wir vorausschicken, daß die Eigentümer der Wiener 'Sonn— und Montags—Zeitung' zur Zeit der Ministerschaft des Dr. Weißkirchner *auch Mitinteressenten der Glühlampenfabrik »Watt«* waren. Als nun einige Gestionen des Handelsministers Dr. Weißkirchner die schärfste Beurteilung in der 'Wiener Sonn— und Montags—Zeitung' fanden, ließ der Handelsminister die Eigentümer der Zeitung benachrichtigen, daß er die *Lieferungsverträge* aller ihm unterstehenden und seinem Einflusse zugänglichen Behörden mit der Glühlampenfabrik »Watt« *aufheben werde, wenn die Zeitung ihn noch fernerhin angreife*. In solcher Weise hat Dr. Weißkirchner von der ihm verliehenen Amtsgewalt Gebrauch gemacht, getreu jener Methode, nach welcher die christlichsoziale Partei durch Mißbrauch und *Erpressungen* die ihr anvertraute öffentliche Gewalt zu persönlichen Zwecken auszunützen versteht. Die mitgeteilte Tatsache bedarf keines weiteren Kommentars.«

Nicht mitgeteilt wird, welche Antwort die Eigentümer der 'Sonn— und Montagszeitung' Herrn Weißkirchner damals erteilt und wie sie sich vor der Wahl zwischen der Glühlampe ihrer Überzeugung und dem andern Fabrikat entschieden haben. Es muß ein tragischer Konflikt gewesen sein: Augias auf dem Scheidewege. Wer Zeit und Appetit hat, die älteren Jahrgänge der 'Sonn— und Montagszeitung' zu studieren, wird bald herausfinden, ob die Angriffe eingestellt wurden oder die Lieferungen. Aber auch wer nicht Zeit hat, kann aus der Tatsache, daß die Enthüllung der Alternative nicht auf dem Fuß ge-

folgt ist — sondern erst jetzt, wo Herr Weißkirchner nichts mehr aufzuheben hat —, den Schluß ziehen, daß die Glühlampen gut weiter funktioniert haben, während in der Beleuchtung des Herrn Weißkirchner Kurzschluß eintrat. Daß diese überhaupt erst zu dem Zwecke eingeführt war, um den Preis der Glühlampe »Watt« in die Höhe zu treiben, muß man ja nicht annehmen. Aber daß auch die publizistische Machtstellung, nicht nur die amtliche, für persönliche Zwecke ausgenützt werden kann und daß eine Verbindung von Zeitungsangriffen und Lieferungsverträgen zu den allerverdächtigsten ethischen Konjunkturen gehört; daß der Zeitungsmensch, der sich einer Alternative zwischen Watt und Wahrheit fügt, und nicht der Minister, der sie stellt, bedenklich ist; daß Regierungen zu bestechen pflegen und daß sie wissen, wem sie eine Zumutung stellen können; daß sie das Recht haben, unter verschiedenen Glühlampenfabriken sich jene auszusuchen, die nicht Zeitungsartikel bringt, und jener, die es tut, schon den Lieferungsvertrag als Schweiggeld verabreichen: das alles sind Erkenntnisse, die den ersten Jahrgängen der Fackel angehören, und es ist lästig, daß sich die Naivität solcher Selbstenthüllung erst heute meldet. Zur »Wahlbewegung«. Den Dornröschenschlaf der Korruption, die so tut, als obs jetzt erst Morgen wäre, weil sie der Freisinn öffentlich küssen wird, hats ja gar nicht gegeben. Nur ich habe mich für die Angelegenheit nicht interessiert. Freilich, als ichs noch tat, habe ich einmal bemerkt, daß in der Sonn— und Montagszeitung in einer Reihe von Untertiteln, sogenannten »Köpfen« eines Artikels irrtümlich das Wort »Goldminenschwindel¹« stehen geblieben war, während sich an den Artikel eine begeisterte Empfehlung der Goldminen—Aktiengesellschaft »Fortuna« anschloß, die aber, wie sich später herausstellte, tatsächlich nicht so sehr die Begeisterung, als den Titel »Goldminenschwindel« verdient hat. Heute erst begreife ich, wie es kam. Die Schwindelgesellschaft hatte die ihr anvertraute Machtstellung zu persönlichen Zwecken auszunützen verstanden, indem sie an der Sonn— und Montagszeitung eine Erpressung verübte. Sie ließ den Eigentümer benachrichtigen, daß sie ihm nichts zahlen werde, wenn er sie angreife. Er hat sie daraufhin gelobt. Möglicherweise war er aber so in die Enge getrieben, daß er die Gesellschaft benachrichtigen ließ, daß er sie angreifen werde, wenn sie ihm nichts zahle. Wer kann das bei der Verwirrung, die damals geherrscht haben mag, wissen? Der Angriff ist verloren gegangen. Der Metteur hatte den Kopf verloren und ließ diesen irrtümlich stehen. Solche Erpressungen von Aktiengesellschaften an Zeitungseigentümern kommen häufig vor. Der Kommentar, dessen die mitgeteilte Tatsache weiter nicht bedarf, kommt nicht in den Druck. Und die Staatsanwaltschaft interessiert sich mehr für Kupplerinnen.

* * *

RUNDFRAGEN

sind nicht immer einträglich. Eine Zeitung, die wohl in ihrem Leben noch wenig mit der Feder verdorben hat, weil sie den internationalen Tratsch immer gleich mit der Schere zu fassen kriegt, wollte wissen, »was hervorragende Männer über die Tageszeitung sagen²«. Solche Neugierde rächt sich, denn sie bringt Originalartikel ein. Zum Beispiel:

Dr. Adolf Wagner,

Wirklicher Geheimer Rat,

Professor der Nationalökonomie an der Universität Berlin.

1 s. Heft 33 # 07

2 Heute (Sommer 2015) ist die Antwort leicht: »Lügenpresse!«

Ich will nur erwähnen, daß ich im Inhalt eines großen Teiles der gesamten öffentlichen deutschen Presse so ziemlich aller politischen Parteien in viel zu starkem Maß Reizmittel sehe, die auf die Leser in kultureller Hinsicht oft schädlich einwirken ...

Das ist etwas allgemein. Mehr aufs Besondere geht schon

Franz Herczeg,

ungarischer Reichstagsabgeordneter,
Präsident der Petöfi—Gesellschaft.

Die Zeitung, welche von Kulturmenschen gemacht wird, ist ein mächtiger Kulturfaktor. Es gibt aber Zeitungen, welche Faktoren einer Unkultur sind. Die Dummheit und Bosheit, welche über eine Rotationsmaschine verfügt, ist eine Gefahr und eine Schmach, welche alle Kulturmenschen der Presse zu einem Lynchgerichte vereinigen sollte ¹.

* * *

ICH KANN MIR NICHT HELFEN, ES MÜSSEN DOCH LUMPEN SEIN,

die das imstande sind: über den Fall des armen Jungen, der dann freigesprochen wurde, täglich unter dem Titel zu berichten: »Der *Mörder* Friedrich Schob zum zweitenmal vor den Geschwornen« und gleich daneben zu schreiben: »das vornehme und stilvolle *Operettenwerk*« habe heute abends »die Aufführungszahl 175 erreicht — 175 vergnügte Abende, 175 Erfolge und 175 mal ein dankbares, beifallfreudiges Publikum«. Ich glaube, es müssen doch Lumpen sein.

* * *

EIN FREUND UNSERES BLATTES

»(Der »Abonnet« in der Hundehütte.) Von einem seltsamen Abonnenten können die »Dresd. N. Nachr.« ihren Lesern eine kleine lustige Geschichte erzählen. Vor einiger Zeit waren bei dem Blatte von einer Villa in einem östlichen Vororte Dresdens Klagen eingelaufen, daß an jedem Abend die Zeitung fehle. Da die Beschwerden nicht aufhörten, die Zeitungsausträgerin aber auf das bestimmteste versicherte, das Blatt ordnungsgemäß abgeliefert zu haben, wurde beschlossen, einmal einen Wachposten aufzustellen, um der rätselhaften Angelegenheit auf den Grund zu gehen. Der Beobachter bezog also seinen Posten und sah mit eigenen Augen, wie pünktlich zur Stunde die Austrägerin erschien und die Zeitung in den Briefkasten am Haustore steckte. Trotz alledem lief auch diesmal wieder eine Reklamation ein, daß das Abendblatt nicht geliefert worden sei. Was tun? Die Sache schien vollkommen rätselhaft, würdig des Scharfsinns eines Sherlock Holmes, ein treffliches Studiumobjekt für abergläubische Gemüter! Aber der launige Geselle Zufall lüftete auch hier wieder, wie schon so oft, den Schleier des Geheimnisses! Der schuldig—unschuldige Urheber des ganzen Vorfalles konnte kurz danach ermittelt werden: *Karo war's*, des Hausherrn gelehriger Jagdhund, der das Apportieren nicht umsonst gelernt hatte und der nun anscheinend meinte, bei

1 Da schau an! Wir sind uns über 100 Jahre einig.

jeder Nummer der »Dresdner Neuesten Nachrichten« seine Kunst zeigen zu müssen. So oft die Austrägerin die Zeitung in den großen Kasten steckte, ebenso oft trabte der Vierfüßler herbei, holte sich, von niemand beobachtet, das Blatt und schleppte es in sein Hundeheim. Als man in der Hütte nachsah, lagen dort nicht weniger als zwanzig Nummern der Zeitung, die sich Karo in seinem Wissensdrange geholt hatte. Und Gott weiß, wieviel Zeitungen er noch gestohlen hätte, wenn man ihm nicht auf die Spur gekommen wäre. Nun sage aber noch einer, die Dresdner Hunde seien nicht gescheit — Karo würde ihm schon seine Meinung bellen!«

Das ist viel weniger scherzhaft, als es scheint. Wieder ein Schritt weiter! Zuerst gab's nur schreibende Hunde. Dann kam der sprechende Hund. Nun ist der lesende und abonnierende Hund, ein Freund unseres Blattes, auf dem Wege, eine Kultur abzulösen, die in die Hundehütte gehört. Das Beispiel von Dresden wird bahnbrechend wirken. Wir in Österreich können so etwas brauchen. Ich hatte neulich schon so ein Erlebnis. Eine ältere Dame sagte: Geh' schön äußerln. Er lief sofort zu einem Bollwerk und blieb dort stehen. Sofort kam ein zweiter und tat desgleichen. Hierauf verständigten sie sich durch ein freimaurerisches Zeichen. Dann kam ein dritter hinzu, allem Anschein nach ein Kommerzialrat, dann ein vierter, ein fünfter, und bald war's eine Wählerversammlung. Ein Polizeihund, der des Weges kam, wurde aufgeschrieben, weil er keinen Maulkorb trug ... Ich kann aufwarten, ich bin bereit, allen Hunden, die eine intellektuelle Neigung verraten, die Neue Freie Presse zu apportieren.

* * *

DAS ENDE

(Ein Juris—Doktor vom Stamme der Siouxindianer.) Die Siouxindianer, einer der bekanntesten Stämme der kupferfarbenen Rasse, sollen sich bereits auf dem Aussterbe—Etat befinden. Die wenigen Angehörigen des Stammes, die sich noch erhalten haben, legen eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit an den Tag. So hat der Siouxindianer, dessen Porträt wir hier reproduzieren, vor kurzem in Chicago das juristische Staatsexamen bestanden: er nennt sich Dr. Charles Eastmann.

Eine schöne Welt. Auf dem Bild hat der arme Teufel noch den Tomahawk. Er hat sich aber, um nicht ausgerottet zu werden, angepaßt und rennt jetzt mit der Aktentasche herum. Er wird Verteidiger in Strafsachen und wird fortan das »Streitaxt begraben« und das »Friedenspfeife rauchen« als Phrasen erleben. Er scheint eine dicke Rothaut zu haben. Er wird Kollege des Herzberg—Fränkel, Ich hätte mich aufgehängt.

Dame und Maler

Aus der unbestreitbaren und durchaus löblichen Tatsache, daß die Hausfrauen der Bankiers, Engrossisten, kaiserlichen Räte und sonstigen Berufe eine Abwechslung brauchen, aus der unbestreitbaren, aber traurigen

Tatsache, daß es in Europa noch keine Gelegenheit gibt, wo Frauen zwanglos und ohne Gefahr der Erpressung sich das Unentbehrliche verschaffen können, aus solcher Not, die die Natur schafft und die soziale Ordnung nicht befriedigt, und aus der allgemeinen Erkenntnis, daß das Leben kurz sei, ein Jour aber lang und daß man Genüsse und Entschädigungen zusammenraffen muß, wo immer man ihrer billig und ungestört habhaft wird: sind die Malerateliers entstanden. Die Gattinnen der ernstesten Berufe haben gehört, daß die Besitzer solcher Malerateliers Künstler sind, was sie, selbst wenn sie einen Umhängetrag tragen, begehrenswerter macht als jene vielen Zahlmarkkore, die noch nie ein Bild gemalt haben. Aber was den Künstlern nicht nur die Weihe gibt oder wie man das Dingsda nennt, sondern auch ein gewisses Etwas, man könnte sogar sagen, ein gewisses Clair—Obscür: das ist der Umstand, daß sie Malerateliers besitzen. Denn was ist ein Genie ohne Atelier neben einem Atelierbesitzer ohne Genie, der dem Interviewer des Neuen Wiener Tagblatts, welches sonst nur Masseusen empfiehlt, erzählen, andeuten und sogar verschweigen kann, daß er schon viel erlebt hat? Aber er sagt, wie gesagt, nicht. Er schweigt aus der Werkstatt. So Allgemein—Philosophisches über die Frauenseele, nun da gibts keine Zurückhaltung, das kann jeder hören. Malermeister, die das Wort ergreifen, sind nebst des Tigers Zahn und dem Menschen in seinem Wahn bekanntlich das Schrecklichste, was es in der bürgerlichen Welt gibt. Warum sollten wir uns also nicht die Osterfeiertage antrennen lassen von den Auskünften über das Problem »Dame und Maler«? Es genügt ja nicht, daß die Welt voll des Geistes ist, der auf den Jours der Frau Isolde Schweißhand serviert wird, und daß ein Künstlerhaus voll der Kunst ist, die diesem Geist mit angestrichenen Photographien entgegenkommt. Wir müssen auch darüber aufgeklärt werden, wie diese Schöpfung zustandekommt. Und braucht der Künstler nicht die Dame so gut, wie die Dame den Künstler? Das tut er, weiß Gott. Denn: den Künstlern gehts zwar besser als früher, hören wir. Sie sind »in die Nähe der Banken verzogen«. Aber »das Publikum hat kein großes Kunstverständnis«, und würde immer nur alte Bilder kaufen, wenn nicht — nun, wenn nicht eben die Damen wären. Die wissen, was gut ist.

»Der moderne Künstler hätte das Nachsehen, wenn nicht die Frauen für ihn sorgten, das schöne Geschlecht, dem er im Frack in den Gesellschaften begegnet und die dem Meister der Schönheit beide Hände entgegenstrecken«.

Bei solchen Sätzen frage ich mich, warum die Gesittung sich gegen die Brachialgewalt auflehnt. Warum es nicht erlaubt sein soll, einen Jour, wo der Meister der Schönheit im Frack erscheint um seinen Rebbach zu machen, und das schöne Geschlecht ihm beide Hände entgegenstreckt, so daß der Kerl noch ein Vergnügen extra haben wird, während dem verdienenden Gatten das Blut zu Zucker wird, was ihm sonst zu gönnen wäre — warum es also nicht erlaubt sein soll, solch eine Gesellschaft, die auf der Basis von Wucher, Snobismus, Geilheit und Talentlosigkeit zustandegekommen ist, mit ein paar Ohrfeigen auseinanderzujagen? »In einem Aufleuchten ihres Auges empfängt er den heißbegehrten Dank für jahrelanges Ringen«. Der Maler nämlich. Der Bankier muß daneben stehen. Er hat ehrlich gestohlen, bis in die sinkende Nacht hinein, und früh muß er dann lesen, daß sie recht hat, wenn sie leuchtet die nichtsnutzige Person ein Skandal vor den Pollitzers sie zerreißen sich sowieso schon das Maul wo doch drei Kinder da sind ... Der Bankier hat recht und doch wieder nicht recht. Was sein muß, das muß sein, nur ist es eine Frechheit, daß man es einen Dank für jahrelanges Ringen nennt. Es wird nicht so heiß gerungen, wie verkauft, und Leute, die Anstreicher hätten werden müssen, wenn nicht im Publikum ein unbezähmbarer Drang lebte, Nixen im

Rauchzimmer zu haben oder seine Visagen ausgestellt zu sehen, gehören in die Gesindestube des Hauses. Wenn die Frau zum Domestiken schleicht, so kanns Skandal geben, aber die Malerei wird wenigstens nicht hineingezogen. Die Unsittlichkeit in Ehren, aber die Verquickung mit der Kunst ist eine Schweinerei! Ein Maleratelier mag ein sturmfreier Aufenthalt sein, ich bin dafür, es gibt ohnehin zu wenig Separees in der Welt und zu viel Orte, die einen besonderen Anstand erfordern. Aber wenn sich ein Blatt erfrecht, ein Maleratelier und seinen Mieter gratis zu empfehlen, während hinten die armen Steiger, Sucher oder Besitzer von Absteigquartieren nach jahrelangem Ringen schweren Annoncenlohn zahlen müssen, so ist das eine Unsauberkeit sondergleichen. Der Maler wohnt hoch oben, »in der Nachbarschaft der verliebten Katzen und Spatzen«:

Mit vielfacher Anziehungskraft zieht er die Frau an sich. Da ist das mythisch—einsame Atelier, dieser Poetenwinkel, wie ihn nicht einmal die graziöseste und geschmackvollste Dame hervorzuzubern vermag. Der Maler, bei dem jedes Auge ein geschulter Kunstkenner ist, bringt von seinen weiten Reisen nach der Schönheit eine Fülle von Objekten mit, die ihm gestatten, auch die Spur von Banalem aus seiner Nähe zu verbannen. Ein Zug an den riesigen Vorhängen und —

»Traumdämmerung« wird im Neuen Wiener Tagblatt — merkts euch, freisinnige Wähler — als besonderer Anziehungspunkt gerühmt, die Landschaften, die herumstehen und »Ewigkeit im Gesichte tragen«, sollen den Weibern einheizen und die Kunst — wenn es auch nur die Kunst von Mitgliedern der Künstlergenossenschaft ist, sie heißt dennoch so — die Kunst dient dazu, das Rendezvous behaglich zu machen:

Das ist eine Umgebung, in welcher lockend und jauchzend der Frau das Wort ins Ohr und Herz dringt, das sie am liebsten hört und das ihr zu tausendfacher Bedeutung schwillt, wenn ihr's der Priester der Grazien sagt: »Du bist schön.«

Hat man schon so etwas erlebt? Ehrliche Pornographen, die die Sache für sich selbst sprechen lassen, werden drangsaliert. Aber die Staffelei als spanische Wand und die Kunst als spanische Fliege — das bleibt ungeschoren. Die Beziehungen einer Prostituierten zu einem Louis würden sich der öffentlichen Anpreisung entziehen, aber der Ploderer darf in Ekstase geraten, wenn es sich darum handelt, daß ein Maler für das Geld eines Bankdirektors zu einem Auftrag und die Hausfrau zu einem Vergnügen kommt.

Daher gehen sie Hand in Hand, unterstützen sie sich gegenseitig, Frau und Maler. Der Künstler, indem er die Schönheit der weiblichen Natur, die Frau, indem sie die Schönheit der Kunst verkündet. Am interessantesten aber ist diese Verbindung, wenn die beiden Faktoren einander unmittelbar gegenüberreten, der Maler seine Kunst der Dame zuwendet.

Gehst denn nicht! Ich frage: Dürfte der Gatte dabei sein, wenn der Maler seine Kunst der Dame zuwendet? Dürfte überhaupt jemand dabei sein? Na also. Und es gibt »Ateliers in jeder Aufmachung«. »Professorale, wo das Bild die Hauptsache ist und alles ringsum nur schlichte Ordnung.« Wo's aufs Bild ankommt, das nennt der Schmierer der Zeitung nicht künstlerisch, sondern professoral. Denn aus jungen Malermeistern, die noch fesch beinand sind, werden alte Mitglieder der Künstlergenossenschaft, deren ausschließliche Tätigkeit im Malen besteht. Was halt der Schmierer Malen nennt. Die Ateliers aber, wo eingestandenermaßen nicht das Bild die Hauptsache ist, sondern das Erlebnis — ohne Erlebnis keine Kunst —, wo aber für das Bild gezahlt wird:

was sind das für Ateliers? »Heimlich süße, wo vorgesorgt ist für bizarre Möbel, für Blumen und Bonbons, elegante, wo der Geschmack des letzten Tages erlesene Formen hat.« Die gehören also den geschmackigen Malern, jenen, die mit Bonbons malen. Die Unbeteiligten, denen der Eintritt ins Atelier verboten ist, merken es erst an den Bildern. Und dann, hören wir, gibt es noch andere Ateliers: »grobkräftige, in deren Ausstattung die männliche Vollnatur ihren Ausdruck findet«. Denn gewiß gibt es Damen, die wieder so etwas vorziehen. Aber es ist bislang noch nicht erlebt worden, daß so etwas beschrieben wird. Und noch weniger, daß sich Malermeister finden, die sich in die verschiedenen Kategorien von Ateliers plazieren lassen und die Belege ihrer Eigenart dem Reporter vorweisen, Bürger, die gewiß über das aufgebracht wären, was ihnen die Zeitung aufgebracht hat. Ein professorales Atelier hat zum Beispiel der Professor Angeli, aber auch er wird noch »liebenswert« genannt. Der Reporter sah zu, »wie der berühmte Meister sich von seinem getreuen Leibbarbier die Haare mit der Brennschere ein bißchen kräuseln ließ«. Der Meister erzählt, daß die Damen die Sitzungen »als eine Unterhaltung erster Klasse betrachten«. Der Maler erteile ihnen gute Ratschläge in der Toilette, sie lernen »charmante und bedeutende Persönlichkeiten kennen, die das Atelier besuchen« (Namen nennen!), und »der Vormittag werde schön ausgefüllt«. Ob wohl auch Angelo seinen Stolz darin erblickte, den Damen den Vormittag schön auszufüllen? Aber ihm hat dafür auch gewiß keine zugemutet, daß er sie »schöner malen« solle, als sie ist. Herr Angeli gibt zu, daß das bei ihm unaufhörlich vorkommt. Es verdriest ihn, aber er stellt nicht deutlich genug in Abrede, daß er solchen Wünschen der Kundschaft nachgibt. Unangenehm seien halt die Frauen, die sich für schöner halten, als sie sind. Herr Angeli empfindet dieses Geschlechtsübel als eine Berufsstörung. »Deswegen kam auch eine Dame aus dem exotischen Auslande schön an« — wie, und mußte häßlich abreisen? Nicht doch, sie kam aus dem exotischen Auslande und bei Herrn Angeli schön an, weil sie »den Herrn Professor« — man denke — »durch einen Fremdenführer bitten ließ, sie im Hotel zu besuchen. Der Fremdenführer hatte gleich gemeint, daß der Künstler wohl schwerlich kommen dürfte«. Ahnungsvoller Fremdenführer, der sich im Künstlerstolz Angelis auskannte! Angeli kam *nicht*. »Natürlich kam sie, die wirklich schöne Exotin.« Nun versteht man zwar nicht, was die Eitelkeit der Frauen mit der Unbescheidenheit der Exotinnen zu tun hat. Und überdies erscheint die Zumutung nicht ungeheurerlicher als jene, welche die Fremdenführer anderer Professoren wieder an die Fremden stellen. Ist es doch bekannt, daß unter den Rufen, die beim Verlassen des Nordbahnhofes der distinguierten, aber zuckerkranken Fremden aus Zolkiew umgellen: Grand Hotel, Imperial, Metropol, auch die Stimme der Wissenschaft sich zur Geltung bringt. Warum sollte die Gattin des Patienten bei demselben Fremdenführer nicht sogleich auch das Anliegen vorbringen, daß ein Professor, der kein Internist ist, sondern mehr aufs schöne Äußere geht, ins Hotel kommen möge? Warum denn nicht? Sie will doch zahlen und interessiert sich nicht für Kunst wie jener Ästhet aus Breslau, von dem mir einmal geträumt hat, daß er beim Verlassen des Coupés den Träger fragte: »Ach, wo kann man hier Hodlers sehen?«, worauf ihm die Antwort wurde: »Euer Gnaden wern eh wissen«. Sie wollte von Angeli gemalt werden, das hat doch nichts mit Kunst zu tun. Weil sie aber schön gemalt werden wollte, tat es Angeli justament nicht. Überhaupt ärgert er sich über die Damen. »Er malt keine Dame mehr im Hut, außer gegen Ehrenwort, daß sie nicht im nächsten Jahre wieder kommen werde, damit ihr der Meister statt des veralteten Hutes im Bilde einen modernen aufsetzen möchte, wie das schon sehr oft vorgekommen ist.« Hat er schon öfter nachgegeben und ist es ihm endlich zu bunt ge-

worden? Warum denn? Das Publikum schätzt die Kunst ganz richtig ein, und die Künstlerhausleute können sich nach Aufträgen umsehen, wenn sie Manderln machen und nicht einsehen wollen, worauf es den Weiberln ankommt und daß das Bleibende der Hut ist und der Grundsatz l'art pour l'art beiweitem nicht so haltbar wie die Forderung: bœuf à la mode! ... »Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?« Und wer ist der Meister der Schönheit, der mit klarem Blick aus traumdämmerigem Auge erkannt hat, daß man mit solcher Frage das Rätsel der Frauenseele, die ins Atelier kommt, beantworten kann? Wer ist der Kenner, wer meint es so? »So meint es der energische, aber warmherzige und freundliche Meister Rauchinger, bei dem das gewaltige Bärenfell unter dem Tisch eine Falschmeldung ist.« Will er es uns aufbinden? Er ist doch einer von jenen, in deren Atelier die männliche Vollnatur ihren Ausdruck findet? Und gerade darum kennt er die Weiber wie kein anderer. »Er unterscheidet genau zwischen Mädchen und Frauen beim Malen.« Die Frauen sind wohl verheiratet, während die Mädchen zumeist noch unverheiratet sind? Nicht doch. Die Frauen sind die eitleren, den Mädchen dauerts zu lang. Was? Das Sitzen hinter der Staffelei; sie vertrauen noch ganz ihrer Jugend.« Und warum sind die Frauen die eitleren? »Vielleicht, weil sie die Beteuerung der Männer schon durchblickt haben, daß man vor allem ihre Seele liebt ... Sie werden nicht müde, auf ihre Sonderlichkeiten zu verweisen, auf die der Maler nicht genug Wert legen kann. Bei den Sitzungen stellt sich rasch zwischen ihnen und dem Künstler eine rege Seelenfreundschaft heraus.« Der Schwerenöter! »Ihr Geschmack führt sie zu raschem Verständnis der Kunst, der gegenüber sie durchaus nicht prüde sind.« — Gehns weg, Sie Schlimmer! Aber er tut, was den Damen beliebt. Hüte zu ändern, hat ihn zwar noch keine gebeten. Aber die Falten wollen sie weggewischt haben. Ein Gatte hatte das Bild, das ohne Falten gemalt war, zurückgeschickt. Er wünschte Runzeln. »Die Dame weinte die ganze Nacht hindurch, am andern Morgen aber erschien der gute Künstler mit einem tröstenden Öllappen, um in Abwesenheit des Gatten die häßlichen Spuren des Alters wieder wegzuwischen. Die Dame war glücklich ... « Ja, der Öllappen ist brav und gut und ein Meister der Schönheit und versteht von Kunst mehr als der Pinsel. Herr Rauchinger malt mit und ohne Falten, wie die Dame wünscht. Im Gasthaus meint auch der aufmerksame Kellner: »Laßt sich die Dame ein schönes Schnitzerl machen oder ein schönes Ramsteckerl die Dame, könnt ich sehr empfehlen, mehr unterspickt die Dame, vielleicht Mixpickeln dazu?« Und wie verhält sich die Kunst zum Problem der Gesichtspickeln? Nach dem Gebrauche verschwunden. So sehe ich in einem meiner Korsetts mit rationeller Front aus, ohne dasselbe zu fühlen, rief die Dame, als sie das Atelier Angeli verließ. Ihre Büste war voller, als sie von Rauchinger kam. Ich war kahl, rief der zufriedene Gatte, als ihm Adams sein Porträt übergab. Trotz der scheinbaren Nachgiebigkeit Rauchingers in Bezug auf den Teint sagt der Reporter: »Ein Kommandant gegenüber den Damen ist der Meister mit dem großen künstlerischen Rufe in dem raffinierten Atelier, dessen Schmalwände kostbare Seidengobelins schmücken.« Rauchinger hat eine Dame »einfach nicht fertiggemalt, weil sie einen Hut und eine Toilette trug, die er sich verbeten hatte«. Nur wegen der Runzeln läßt er mit sich reden. Denn er liebt ja doch die Frauen. Sie sind entzückend, »namentlich in ihrer graziösen Neugierde nach der Einrichtung in dem für sie *mythischen* Atelier«, dessen Schmalwände, wie wir wissen, kostbare Seidengobelins schmücken und das dem Meister mit dem großen künstlerischen Ruf gehört. Und wie sind die andern Ateliers? »Nach langer Überlegung eine kurzgefaßte Meinung Schattensteins, der in den Anfängen seines Ruhmes namentlich durch die feine Behandlung des Ak-

tes aufgefallen ist.« Was sagt Schattenstein? »Er könnte die Frage nur von Fall zu Fall entscheiden.« Er wird doch nicht indiskret sein? Beileibe nicht! Aber er ist Frauenkenner und weiß, daß »jede eine Individualität für sich ist und gesondert beurteilt werden muß.« »Eine erschöpfende Antwort auf unsre Frage ist ihm als Maler umso weniger möglich, als selbst die gewandtesten Schriftsteller an diesem Problem oft gescheitert sind.« An welche Meister denkt der Meister? An Zifferer und Wertheimer? An Auernheimer gar? Gibt es einen Schattenstein der Feder, der ihm in der Behandlung des Frauenproblems, das da lautet: »wie sind die Frauen? Die Frauen sind wie« auch nur die Schuhriemen lösen, oder einen Markör, der ihm in diesem Punkte das Wasser reichen könnte? »Die Frau ist die Unendlichkeit«, sagt er, »wenn man sie beschreiben will«. Wie erst, wenn man sie bemalen will, Kunststück! »Am meisten Philosoph aber war vielleicht der Künstler, der die Frage zuerst besprach«, sagt der Ploderer über Schattenstein, aber die Bemerkung ist unergründlich tief wie alles, was der Meister selbst sagt. Von Mädchen hält er nicht viel. Er lächelte ein bißchen. »Als aber die Rede auf die Frauen kam, strich er sich den langen Schnurrbart und schwieg wie ein Massengrab. Bloß die Augen leuchteten in sonniger Erinnerung.« Also auch er leuchtet. Und ein Annoncenbild von »Olla« kann nicht verheißender, nicht gesättigter, nicht überlegener, nicht begehrllicher den langen Schnurrbart streichend leuchten als dieser Maler, und zufriedener auf ein Leben blicken, das schon verflossen ist, und auf eines, das erst kommt. Er schweigt. Er sagt nichts. Er könnte sagen, aber er sagt nichts. Nicht um die Burg. Aber der Ploderer weiß. Denn:

» ... wer Augen und Ohren hat, wenn er Kunstreisen tut, weiß viel ohne Bestätigung. Sieht *so manchen Akt, der nicht von Berufsmodellen stammt*, hört von prahlerischer, siegreicher Schönheit, die sich wirklich einen Schneewittchenspiegel schafft, vom Stolz von Müttern, die *im Weiheraum des Malers viel gestatten, und herrliche Szenen, wenn Natur und Kunst einander gegenüberreten*, um einander an Schönheit zu überbieten und eins dem andern Echo zu sein *bei einem keuschen Frühlingsfest, während sich vor dem profanen Auge hermetische Schleier senken*.«

So in Schmalz und Geilheit glänzend, hat sich zu Ostern Kunst und Leben zu neuer Weltschöpfung gepaart, vor einer bewundernden Leserschaft, die, wenns so weiter geht, kein Leviathan in den Rachen nimmt, und ein Ozean lebendig ans Land würfe, wenn ein Eisberg das Unglück hätte, daß solches Volk an ihm zugrundegeht.

Notizen

DIE RETTUNGSGESELLSCHAFT — KOMMT!

An die geehrte Redaktion der '*Fackel*' Wien, 21. März 1912.
Wien III.
Hintere Zollamtsstr. 3.

Unter höfl. Bezugnahme auf den in der Märznummer i. J. erschienenen Artikel Ihrer geschätzten Zeitschrift, betitelt »Ich rufe die Rettungs—Gesellschaft«, beehren wir uns, Ihnen Folgendes höflichst mitzuteilen:

Die am 13. September 1910 zu Viehofen verstorbene Private Rosina R... hinterließ der Wiener Freiwilligen Rettungs—Gesellschaft

ihr Vermögen, welches nach Abzug aller Gebühren, d. s. fromme und Staatsgebühren K 11.270,92 betrug. Hiervon kommen noch in Abzug: Kosten des Vertreters der Verstorbenen, Herrn Dr. Mändl, im Betrage von K 616,76, ferner eine uneinbringliche Forderung im Betrage von K 201,58 sowie die uns aufgelaufenen Auslagen für Stempel. Vertretungskosten haben wir nicht zu tragen, da unsere Rechtsfreunde seit Bestand unserer Gesellschaft unsere Vertretung vollständig unentgeltlich führen.

Es resultiert somit aus der Verlassenschaft des Fräuleins Rosina R. ein Nachlaß von K 10.452,58, welcher der Rettungs—Gesellschaft überwiesen wurde.

Wir beehren uns, Ihnen in der Beilage ./1 eine Abschrift des Testaments des Fräuleins Rosiria R. zu übersenden, und bemerken hierzu, daß dasselbe nur insofern nicht genau befolgt wurde, als wir, entgegen dem Willen der Verstorbenen, die Mutter derselben nicht enterbt, sondern derselben den Betrag von 2.200 K zukommen ließen.

Wie die geehrte Redaktion aus der beiliegenden Testamentsabschrift ersehen wird, ist im Testamente von einem Grabsteine nicht die Rede. Wir bemerken auch, daß weder bei uns, noch bei dem ursprünglichen Vertreter der Verlassenschaft R. Herrn Dr. Ernst Mändl, noch auch bei unseren jetzigen beiden Vertretern irgend jemand wegen eines zu errichtenden Grabsteines interveniert hat. Wir haben uns, aufmerksam gemacht durch Ihren Artikel in oben genannter Nummer der 'Fackel', natürlich sofort an die Friedhofsverwaltung in St. Pölten gewendet mit dem Ersuchen, uns mitzuteilen, ob auf dem Grabe des Frl. R. ein Grabstein schon steht und von welchem Steinmetzmeister, resp. von welchem Bildhauer derselbe errichtet und ob und von wem der Grabstein bezahlt wurde, um den Grabstein entweder selbst zu bezahlen oder den Betrag für den eventuell schon bezahlten Grabstein dem Betreffenden zu ersetzen. Hierauf erhielten wir das beiliegende Schreiben sub /2 der Gemeinde St. Pölten Städtische Leichenbestattung ddo. 11. d. M., über welches wir uns sofort an die Leichenbestattung gewendet haben mit dem Ersuchen, uns den Überschlag über einen entsprechenden Grabstein zu senden, damit wir die Bestellung des betreffenden Steines vornehmen können. Sofort nach Einlangen dieses Überschlages werden wir unseren Gesellschaftssekretär beauftragen, sich an Ort und Stelle zu verfügen und die Aufstellung des Grabsteines in aller kürzester Zeit zu veranlassen.

Wir bemerken noch, daß wir auch mit dem Verfasser des Testaments des Fräuleins R., Herrn Dr. Mändl, Hof— und Gerichtsadvokaten in Wien, Rücksprache genommen haben und daß uns derselbe mitteilte, es sei bei der Errichtung und Unterzeichnung des Testaments durch die Zeugen nicht von der Errichtung eines Grabsteines für die Erblasserin gesprochen worden.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch zu bemerken, daß wir mit diesen Mitteilungen nicht eine Berichtigung beabsichtigen, sondern hat dieses vorliegende Schreiben lediglich den Zweck, Ihnen die Tatsachen, wie sich dieselben zugetragen, mitzuteilen.

Indem wir höfl. ersuchen, dies zur gefl. Kenntnis zu nehmen, zeichnen wir mit vorzüglicher Hochachtung

Das folgende drückt schon durch den engen Druck ¹ aus, daß hier jenseits der Literatur eine publizistische Notwendigkeit abgewickelt wird. Es treibt in die Enge, wenn man gezwungen ist, sich nachsagen zu lassen, daß man recht hat. Wie erst, wenn man den Schein sachlicher Unrichtigkeiten selbst dort beseitigen muß, wo es für die Satire auch belanglos ist, Unrecht zu haben. Hier darf ich bloß logisch sein, aber dann kommt ein Stern, der Druck wird sich öffnen, und eine Glosse durch das Gestrüpp der Argumente durchgeschossen sein.

Eine Berichtigung ist nicht beabsichtigt, nur eine Bestätigung und eine Erhörung des Rufes, der an die Rettungsgesellschaft ergangen ist. Wenn sie zu einer Lysolvergiftung gerufen wurde und sich entschließt, zu kommen, so ist die Lysolvergiftung erst dann nicht mehr wahr, wenn die Rettungsgesellschaft mit Erfolg interveniert hat. Die Abänderung zweier tatsächlicher Momente berührt die Wahrheit nicht, die im Gegenteil so fest steht, daß die Rettungsgesellschaft sich entschlossen hat, zu kommen und sie aus der Welt zu schaffen. Vielleicht ist jetzt schon der ganze tatsächliche Inhalt jener Glosse hinfällig geworden, und an seiner Stelle steht ein Grabstein. Daß der Ruf berechtigt war, wird durch seine schleunige Erhörung bestätigt, jetzt ist er — als sachliche Beschwerde — nicht mehr berechtigt, und es bleibt nur noch wahr, daß die Erhörung des Wunsches der Verstorbenen anderthalb Jahre länger auf sich warten ließ, als die Erhörung des Rufes. Daß die Rettungsgesellschaft der Verstorbenen für eine etwas geringere Summe verpflichtet ist, kann so wenig an der Berechtigung des Rufes ändern, wie es die Rettungsgesellschaft von seiner Erhörung abgehalten hat. Die Glosse wäre aus derselben Zudringlichkeit eines gräßlichen Erlebnisses entstanden, wenn dem Verfasser die Erbsumme »nach Abzug aller Gebühren« und an und für sich geringer angegeben worden wäre, als es tatsächlich geschah. Die zweite Tatsache, daß die Mädchen durch die abschlägige und gesetzlich korrekte Antwort eines Advokaten auf den Weg der Kollekte geführt wurden, wird insofern abgeändert, als behauptet wird, dem Advokaten sei von einem solchen Ansuchen nichts bekannt gewesen. Das ist möglich, aber die Mädchen haben tatsächlich behauptet, daß sie angefragt hätten, haben tatsächlich eine Sammlung eingeleitet, und dies macht wahrscheinlich, daß sie auch angefragt haben und daß ihnen eine, vielleicht mißverstandene Antwort erteilt wurde. Die Antwort des Juristen wäre zutreffend gewesen und es wurde ja nicht gesagt, daß sie von der Rettungsgesellschaft kam, Daß die Verstorbene das Verlangen nach einem Grabstein ins Testament aufgenommen habe, wurde nicht behauptet, nur daß sie sich ihn »immer gewünscht« habe, und daß die andern Mädchen glaubten, »es müsse sich von selbst verstehen«. Soweit es möglich ist, aus einer Glosse auf eine Meinung zu schließen, möchte der Verfasser empfehlen, anzunehmen, daß er die Meinung der Mädchen, es müsse sich von selbst verstehen, geteilt habe. Der Vorwurf, den er erhob, war ausschließlich dahin gerichtet, daß nicht auch die Rettungsgesellschaft die Meinung zu teilen schien, und der Vorwurf blieb aufrecht, auch wenn die Rettungsgesellschaft nie von dem Wunsch der Verstorbenen gehört, ja wenn der Wunsch nie geäußert oder nie gedacht worden wäre. Wie wenig es sich für die Rettungsgesellschaft von selbst verstand, gibt sie selbst zu. Es hat bei ihr niemand interveniert und darum hat sie ihrer Wohltäterin keinen Grabstein gesetzt. Sie gibt aber mehr

1 Diese Formatierung ist hier nicht möglich

zu, als sie ahnt. Sie ist so freundlich, das Testament und die Zuschrift der Friedhofsverwaltung in St. Pölten vorzuweisen. Aus dem Testament geht freilich hervor, daß die Verstorbene den Grabstein nicht im Testament erbeten hat, und der Advokat bestätigt überdies, daß bei der Errichtung des Testaments nicht auch von der Errichtung eines Grabsteines für die Erblasserin die Rede war. Nie wurde der Rettungsgesellschaft vorgeworfen, daß sie ein Testament nicht vollstreckt habe, und nie dem Advokaten, daß er es unterlassen habe, einen Wunsch in das Testament aufzunehmen. Es ist auch sehr glaublich, daß die Verstorbene den Wunsch bei dieser Gelegenheit nicht einmal be-
rührt hat. Aber im Testament steht:

2.) Meine Erbin hat meine Leiche nach St. Pölten (N.—Ö.) zu überführen, dort im eigenen Grabe beisetzen zu lassen und die Kosten des Leichenbegängnisses II. Klasse zu bestreiten.

Man müßte nun wohl annehmen, daß die Rettungsgesellschaft dieses Begräbnis nicht als eine Überführung von der etwas expediten Art aufgefaßt hat, wie sie einmal von Passanten der Ringstraße beobachtet und von Zeugen im Gerichtssaal behauptet wurde. Darüber scheint das Schreiben der Friedhofsverwaltung Aufschluß zu geben:

St. Pölten, am 11. März 1912.

Euer Hochwohlgeboren!

Auf das Schreiben vom 6. März 1912 beehre ich mich, die Mitteilung zu machen, daß auf dem Grabe der Privaten Fräuleins Franziska P... noch kein Grabstein *oder Grabkreuz* gesetzt wurde, *überhaupt sich um das Grab seit der Beerdigung niemand mehr gekümmert hat.*

Mit vorzüglicher Hochachtung

(Unterschrift.)

Daß die Wohltäterin der Rettungsgesellschaft auch nach Abzug aller Staatsgebühren einen Grabstein ex officio und wiewohl sie keinen Privatantrag gestellt hat, verdient, das einzusehen, ist der Erbin beigebracht worden. Daß sie auch nur ein Grabkreuz verdient hat, hat die Erbin von selbst nicht eingesehen. Aus der Zuschrift der Friedhofsverwaltung geht hervor, daß das Grab der Wohltäterin verwahrlost ist. Das scheint doch wohl, wenn schon nicht dem Text, so dem Sinn der testamentarischen Verfügung zu widersprechen. Die Erblasserin hatte es jedenfalls für selbstverständlich gehalten, daß die Erbin, der sie das Begräbnis auftrug, sich auch um das Grab kümmern werde; sonst hätte sie es ausdrücklich verlangt. Daß es trotzdem hätte geschehen müssen, auch das hat sich für die Rettungsgesellschaft nicht von selbst verstanden. Es wurde ihr nicht vorgeworfen, daß sie dem Wortlaut des Testaments zuwider gehandelt hat. Sonst wäre sie ja des Erbes verlustig gegangen. Sie selbst beschuldigt sich allerdings einer Abänderung des Testaments in einem Punkt. Sie habe »entgegen dem Willen der Verstorbenen die Mutter derselben nicht enterbt, sondern derselben den Betrag von 2200 K zukommen lassen.« Die Rettungsgesellschaft hat sich gewiß nicht für berechtigt, wohl aber für verpflichtet gehalten, das Testament abzuändern. Sie hat eine Pietät, die sie gegenüber ihrer Wohltäterin verletzt hat, auf deren Mutter übertragen, sie hat die Pietät, die ihr die Tochter zu verletzen schien, aus eigenem ersetzt. Die Tochter war eine Prostituierte, da mußte man es schon nicht so genau nehmen, wenn sie der Mutter, einer »Besitzerin von Haus und Weingärten«, im Testament wiederholt vorwirft, daß sie sie »in der Erziehung ganz verwahrlost« habe und die Schuld an ihrem »unsittlichen Lebens-

wandel« trage. Die Erblasserin »entzieht« der Mutter ausdrücklich »auch den Pflichtteil«, die Erbin fühlt sich verpflichtet, die Bestimmung zu umgehen. Die Ungesetzlichkeit solcher Verpflichtung ist weniger bedenklich als die Objektivität, mit der sich die Rettungsgesellschaft vor die Wünsche ihrer Wohltäterin stellt und die sich in der Behandlung des Grabes fortsetzt. Nun hat sie sich eines bessern besonnen und ist entschlossen, von der Pietät für die Mutter, der sie etwas vererbt hat, auch der Tochter, die sie beerbt hat, etwas zukommen zu lassen. Ich brauche nicht mehr zu rufen. Aber ich werde gelegentlich nachsehen lassen, wie der Grabstein aussieht und ob die Rettungsgesellschaft ihre Pflicht nicht bloß durch Bezahlung eines Lieferanten, sondern auch ihren Dank durch eine geziemende Inschrift abgestattet hat. Wenn man nach Abzug zehneinhalbtausend Kronen erbt, ziemt sich wohl eine Empfangsbestätigung, die die deutliche Unterschrift des Empfängers trägt. Es wird sich zeigen, wie weit die bürgerliche Moral sich mit einer Wohltäterin aus andern Berufe solidarisch erklärt: ob nur durch Annahme des Geldes oder auch durch den Dank. Ich hoffe, die Rettungsgesellschaft wird sich nicht lumpen lassen und etwas von der Sittlichkeit springen lassen. Auch wird sie gut tun, mindestens für den Betrag, den sie der Mutter ihrer Wohltäterin vermacht hat, die Bestellung an einen Künstler zu vergeben, damit ein Werk zustandekomme, der Verpflichtung, aber auch der Sühne gewidmet: »in verspäteter, aber dafür umso länger dauernder Dankbarkeit«. Wenn sich solche Fälle mit solcher Inschrift mehren, wird es vielleicht gelingen, zwischen der wohltätigen Prostitution und der dankbaren Moral eine wenn auch posthume Verständigung zu erzielen.

*

Dieser Grabstein steht bloß für den Anlaß, der zu der Glosse geführt hat. Daß sie aufgehört hat zu leben, beweist er nicht. Er kann nur einer Beschwerde gesetzt sein, eine polemische Auseinandersetzung bestätigen und damit aus der Welt schaffen, nie ein Gedicht. Das werden nicht viele verstehen, daß die Beseitigung eines Übels nicht dessen Gestalt beseitige, die Erfüllung zwar den Wunsch, aber nicht den Ausspruch. Um ihnen auch dies in ein Verständliches zu übersetzen, sei gesagt, daß die *Möglichkeit* solch eines Geschehens oder solch einer Unterlassung der Glosse auch dann den Atem sichert, wenn die Rede durch Zustimmung abgeschnitten ist, und daß das Übel bleibt, wenngleich der Fall beseitigt ist. Die Realität kann nie in die künstlerische Gestaltung eingreifen und die Erfüllung dessen, was sie verabsäumt hatte, mag den sogar verdrießen, dem es so sehr um die Erfüllung zu tun war. Oder: Solange eine Beschwerde bloß Ausdruck des informierten Rechtes bleibt, muß die Negierung oder Gutmachung den befriedigen, der die Beschwerde vorbringt. Das ist Sache des Journalismus. Ist die Beschwerde Kunst geworden, so gibts keinen Widerruf. Die Satire kennt keine Besserung der Welt. Darum werde ich weiter die Rettungsgesellschaft rufen, auch wenn sie mich längst erhört hat. Die Glosse bleibt, ich bin nur jenem Niveau, auf dem der Anlaß allein verstanden wird, die Mitteilung schuldig, daß der Ruf erhört wurde. Man nennt das »Gegenstandsloswerden«, aber gegenstandslos wird ein Gegenstand schon durch die Auflösung in Satire. Das eben ist das Mißgeschick aller Formung, die das Allerstofflichste auflöst: daß sich dieses wieder in das Werk mischen kann, mit dem es nichts mehr zu schaffen hat. Die Getroffenen haben wohl die Pflicht, sich zu bessern, aber nicht das Recht. Die Satire beleidigt nicht und kann nicht berichtigt werden, sie lebt, aber bereut nicht, und daß die Herren Opfer in sich gehen, ihren Beruf aufgeben oder gar sterben können, ist nur eine fatale Komplikation, über die man aber nach fünfzig Jahren glatt hinwegkommt.

* * *

Zur Nestroy—Feier

Daß man die Literarhistoriker zum Krennreiben braucht, würde eine Köchin entschieden bestreiten. Wozu sie aber auf der Welt sind, wenn sie nicht einmal wissen, wann ein Dichter gestorben ist, wer weiß es? Ein gewisser Hirth, hervorgegangen aus der Schule des Herrn Minor und bekannt aus der Nr. 336 / 337 der Fackel, setzt das Todesdatum Nestroys für den 23. April fest und hat deshalb schon den fünfzigsten Todestag im Neuen Wiener Journal gefeiert. Vielleicht aber wird bloß die Unwissenheit des Fachmannes von der Fixigkeit ausgenützt, und Nestroys Leben abgekürzt, um einen vollen Monat vor den anderen — Nestroy ist am 25. Mai gestorben — zu einem Gedenkartikel zu kommen. Freilich würde nach dem Erscheinen meines Essays »Nestroy und die Nachwelt« sich überhaupt keiner der Herren mehr an die Sache herantrauen. — Zum Vortrag dieser Gedenkrede am 2. Mai ist zu sagen, daß es verfehlt wäre, manches, was darin über die verzehrende Nichtigkeit technischer Werte und über die Revolution gegen die Fortdauer des Geistes: was über das Ereignis der Zeit gedacht ist, auf das Ereignis der letzten Tage zurückzuführen, das wohl als Anstoß solcher Betrachtungen taugen mag, sie aber nur bestätigt, nicht angeregt hat. Das muß betont werden, weil sonst in manchen Worten eine reale Beziehung angedeutet, aber nicht ausgemünzt schiene und dem abgeschlossenen Gedanken durch solche Verschiebung Eintrag geschähe. Der Aufsatz ist in den Tagen vor Ostern entstanden und beendet worden.

* * *

Selbstanzeige

Aus einem Aufsatz von Ulrik Brendel in der 'Wage' (Wien, 6. April):

Da die offiziellen Hüter der Literatur erst bei Hardens »Köpfen« halten, so sei hier inoffiziell auf das neue Buch von Karl Kraus »Pro domo et mundo« aufmerksam gemacht, das ähnlich wie seine erste Aphorismensammlung das bedeutsame Werk eines Denkers ist. Pro domo et mundo. Ja, diese beiden Instanzen sind ihm eins geworden ... Darin liegt auch das Problematische seines Wesens, seine Größe und zugleich auch die letzte Ursache aller Verkenning: er hat eine Mission auf sich genommen, die in demselben Moment aus dem Individuellen ins Absolute hinausgreift, wo er es unternimmt, in sich das Kulturgewissen zu personifizieren. Er hat nie etwas Geringeres angestrebt. Die Urwälder der Dummheit und Bosheit will er aus dem Boden reißen, weil sie sich ihm vor die Aussicht in eine schönere und bessere Welt gestellt haben, und wenn er sie nicht wegtilgen kann, so möchte er sie wenigstens wegfluchen kraft seiner Sehnsucht und Begeisterung. Das ist die Art seiner Polemik, »wahrlich ein Exzeß, den der Rausch nicht entschuldigt, sondern rechtfertigt.« Wenn man guten Willen aufbrächte, so könnte man Karl Kraus von hier aus verstehen und könnte bemerken, daß er nicht im Dienste irgendeiner sozialen Gemeinschaft kämpft, sondern im Dienste einer Kultur, die da kommen soll, und für eine imaginäre Gesellschaft der Zukunft. Da

aber vielleicht erst eine spätere Generation seine Legitimationspapiere zu vidieren imstande wäre, so gilt er in der Kultur des XX. Jahrhunderts als ein gefährlicher Zugereister und wird von ihren Bütteln auf dem Forum der Presse in geheimer Verhandlung zum Tode des Verschwiegenwerdens verurteilt. Indessen schafft er unbekümmert und rastlos an seinem Werk, das gerade erst am Widerstande stark und groß wurde, das Werk eines Weltanschauers und Weltdurchschauers, gleich unerbittlich gegen sich selbst wie gegen seine sogenannten Opfer Und sie alle müssen fallen, mögen sie ihm nahe oder ferne gestanden haben. Wo der kategorische Imperativ seines empfindlichen Gewissens alteriert ist, da kennt er nichts Gefühlsmäßiges und engbegrenzt Subjektives, niemand hält die inappellable Guillotine seines ethisch—künstlerischen Schemas auf.

Es ist lächerlich, Karl Kraus zu den blinden Verneinern zu rechnen; gewiß, er zerstört, aber was er zerstört, das sind stets geile Tagesgrößen. Es gibt kaum einen Schriftsteller, der den Willen zum Wert, zum künstlerischen und kulturellen Wert so fanatisch und selbstverleugnend in den Mittelpunkt seiner Handlungen stellt. Und dieser Wille zum Wert ist sein Pathos, sein Stolz und der Quell seines Schmerzes; mit nichts ist er tiefer im Geistesleben verankert, mit nichts reckt er sich höher über das Niveau seiner Zeit empor und nichts läßt ihn gerechteren Zorn fühlen und tieferes Leid ermesen als gerade sein Pathos, das leidenschaftverklärtes Leiden ist. Denn alles ist ihm angetan, weil er das Ideal in sich trägt und weil er nicht mehr als Individuum, sondern als Standpunkt in Betracht kommen will.

Daran hat man früher zweifeln dürfen; wer aber Kraus einmal am Vorlesetisch beobachtet hat, der konnte hören, wie sein Schmerz aufschreit und sein Spott gellend lacht und wie dagegen sein schamhaft gehütetes Gefühlsleben manchmal verwundert die großen Augen aufschlägt und kindhaft verträumt nach Jean Pauls oder Liliencrons Sternen schaut. Wer das je miterlebt hat, der könnte nun endlich einmal wissen, daß da droben einer liest, der das Problem erleben kann und den Satz und das Wort und die Interpunktion und noch tausend anderes dazu Und wenn er dann die Menschen packt und ihre Allzumenschlichkeit zwischen zwei Beistrichen zu schanden macht, wenn er ihnen mit einem spitzen Relativsatz ihr überzeugungstreues Philisterherz durchlöchert, da hat man ein sonderbares Gefühl, welches vielleicht nur mit demjenigen zu vergleichen ist, das die Athener gehabt haben müssen, wenn Aristophanes ihnen ihre Stadt sub specie aeternitatis zeigte. Aber das Publikum kann meiner Meinung nach das Niveau nicht halten: bald gluckst da ein Lachen auf, bald wiehert zur Unzeit von dort eins herüber, und alle diese Naturlaute kommen aus einer himmelweit entlegenen Welt Denn das Eine bleibt ja doch unangefochten bestehen: Kraus wird von Tausenden gehaßt und von Hunderten bejubelt, aber nur wenige sind es, die bis zu ihm selber hinfinden. Er ist vielleicht einer der Einsamsten, die mit uns leben. Sein unbeugsamer Stolz wird auch einmal die Worte finden: »Ich danke ab — aber nicht als König — sondern nur als Mensch!« Denn seine Werke als König von der Sprache Gnaden werden dauern, solange ein einziger Deutscher noch ihren Zauber

fassen kann. Sie sind unübersetzbar, eben weil er durch die Sprache denkt, und das ist wohl der glänzendste Beweis, daß Form und Inhalt zu einer unerhörten, untrennbaren, neuen Einheit zusammengewachsen sind. Kraus hat Aphorismen geschrieben, die man keinem Setzer geschweige denn einem Übersetzer beruhigt anvertrauen könnte, denn vor solchen Aufgaben beginnt die Maschine zu stolpern und irre zu reden und der findige Intellekt der »Sprachgewandten« gibt es auf, mit dem leibhaftigen Geist der Sprache zu ringen.

Rezensionen über »Pro dorno et mundo« sind ferner erschienen: von Berthold Viertel im 'Strom' (Wien, März), von Emil Robert in den 'Wiener Mitteilungen literarischen Inhalts' (Wien, April); in der 'Freisinnigen Zeitung' (Berlin, 10. April), in der 'Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' (Berlin, 14. April) und von Otto Pick im 'Pester Lloyd' (21. April); über den zweiten Wiener Leseabend von Paul Stefan im 'Merker' (Wien, erstes Aprilheft).

* * *

Das Recht, totzuschweigen

Aus Engelbert *Pernerstorfers* »Betrachtungen über Buch— und Theaterkritik« im 'Strom' (Wien, April):

» ... Große Kritiker sind selten. Ein solcher, unter den Deutschen vielleicht der größte, war *Lessing*. Und er war ein leidenschaftlicher Kritiker. Wen er lobte, der hatte es gut. Denn er wurde mit Verstand gelobt. Wen er tadelte, der hatte nichts zu lachen. Denn von einer Einzelheit ausgehend, griff er den ganzen Mann an, mit allen Stücken seiner reichlich ausgestatteten Waffenkammer, aus der er mit bewußter Wahl eines nach dem anderen nahm, um es behend und nachdrücklich anzuwenden. Ja, seine Vorratskammer hatte nicht nur Waffen, sondern auch Marterwerkzeuge. Er stach, hieb und stieß auf seinen Gegner; er legte ihn aber auch auf den Foltertisch und peinigte ihn auf vielfache und seltsame Art. Seine Gegner leben nur mehr durch ihn ¹. Durch seine literarisch—ärztliche Behandlung hat er ihnen das Leben gerettet. Was kann er dafür, daß sie nun mit zerschundenem Leib und verkrüppelten Gliedern durch die Zeiten humpeln?

Ein solcher leidenschaftlicher Kritiker war *Kürnberger*. Nicht bloß ein literarischer, sondern auch ein politischer. Die Höhezeit seiner literarischen und politischen Kritik liegt jahrzehntelang hinter uns und erst jetzt erkennen wir ganz seine Kraft. Ich werde nicht müde, auf die neue Gesamtausgabe seiner Werke (Bei G. Müller in München) hinzuweisen. Es sind erst drei Bände erschienen. Der erste enthält »Die Siegelringe«, politische Feuilletons, die sich mit Tagesfragen beschäftigen, die häufig für uns wenig oder nichts bedeuten, die uns aber in Kürnbergers Behandlung anziehen und festhalten. In ihnen wächst er über die Aufgabe des Kritikers, er wird zum Satiriker seiner Zeit. Der Satiriker ohne innere Leidenschaft ist undenkbar, wenn er äußerlich auch oft kalt und schroff erscheint. Es ist kein Zufall, daß der bedeutendste Satiriker der

1 So der Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze, der aber auch von Riesbeck im 57. Brief seiner "Briefe eines reisenden Franzosen ..." gewürdigt wird. Nachzulesen in http://www.welcker-online.de/Links/link_924.html , dort ries_11

deutschen Gegenwart, *Karl Kraus*, unermüdlich für Kürnberger gekämpft hat. Schon das hat ihn den Wiener Zeitungsschreibern unangenehm gemacht. Sie werden nicht gern an Kürnberger erinnert, der die Dinge mit einem Ernst nahm, der einfach unbequem ist. Heute schreibt man, um die Leser zu »amüsieren«, nicht um zu kämpfen. Daher redet man von Kürnberger und der neuen Ausgabe seiner Werke gerade so viel, als der äußere Anstand erfordert, aber kein Wort mehr. Es wäre sogar recht zuwider, wenn die Wiener wieder Kürnberger lesen und dabei gewahr würden, daß es einmal in Wien auch einen ganz großen Zeitungsschreiber gegeben hat. Lebte Kürnberger heute, so würde er das Schicksal des Karl Kraus erfahren. Man würde versuchen, ihn totzuschweigen. Und darin hat ja die Wiener Presse so mannigfache Übung! Immer wenn man sagen möchte »er (Kürnberger) schießt übers Ziel«, muß man doch sich an der echten Entladung seines Zornes so sehr freuen, daß man gern die Ungerechtigkeit mit in Kauf nimmt.

Auch Karl Kraus, der unter den Heutigen in der Kritik eine ganz einzige Stelle einnimmt, ist oft ungerecht. Aber auch seine Ungerechtigkeit kommt, wie bei jedem echten Satiriker, zuletzt aus dem Drang nach der Wahrheit. In der Übertreibung des Satirikers liegt eine Notwendigkeit. Mit der Übertreibung erreicht er nicht nur seinen sachlichen, sondern auch seinen künstlerischen Zweck. Die Übertreibungen des mittelmäßigen Kopfes wirken leer und schal, die Übertreibungen des schaffenden kritischen Genies geben ungeahnte Einsichten. Die Vergrößerungen und Verkleinerungen entfalten ihre größte Kraft in ihrer vergleichenden Zusammenstellung, wo sie denn oft wie Offenbarungen wirken.

Aber große Kritiker und Satiriker im Stil Kürnbergers oder Kraus' sind selten. Sie geben weder den Maßstab noch sind sie Muster. Sie sind einzelne und können nur aus sich heraus verstanden und beurteilt werden. Sie haben als zum wirklichen Adel gehörig Vorrechte, die man ihnen gar nicht zuzugestehen braucht. Sie nehmen sie sich. Sie nachzuahmen macht lächerlich, abgesehen davon, daß ihre Größe in ihrer Person so bodenständig ist, daß sie einfach nicht nachzuahmen sind....

Es ist aber gar nicht auszusagen, welchen Einfluß die Presse auf das Publikum hat und wie sie es, freilich wohl nicht auf die Dauer, zuwege bringt, das Mittelmäßige in die Höhe zu treiben und das Gute zu hemmen. Dagegen sind nur wenig Fälle bekannt, in denen die Presse im Gegensatz zur allgemeinen Strömung wirklich Bedeutendes gefördert hätte. Das zeigt sich zum Beispiel jetzt in dem Fall Kraus, der von fast der ganzen Presse Wiens totgeschwiegen wird, während er doch eine der wichtigsten Erscheinungen des deutschen Schrifttums der Gegenwart ist. Wohl gibt es gewiß eine Reihe von Wiener Tagesschriftstellern, die gern über ihn schreiben möchten, aber erstlich erlauben es ihnen die Herausgeber nicht und dann müssen sie ihre Kollegen fürchten, denen ja Kraus oft genug übel mitgespielt hat. Sie sind kleinlich genug, einen vielleicht scharfen Angriff nicht vergessen zu können und beweisen dadurch nur, daß Kraus recht gehabt hat. Ich erinnere mich an einige recht bissige, aber gute Witze, die Kraus über mich gemacht hat. Gegen gute Witze bin ich immer wehrlos, auch

wenn sie auf meine Kosten gemacht werden, und ich habe damals über sie gelacht und lache noch heute über sie. Doch wie sollten sie mein Urteil über Kraus beeinflussen können? Aber die Wiener Presse ist sehr empfindlich, sie verzeiht nie. Sie bewahrt als treuen Schatz den alttestamentarischen Haß und läßt bis ins zehnte Glied jedes Verbrechen an ihr fühlen.

Aber wir Alten denken noch dreißig, vierzig Jahre zurück. Wir erinnern uns, wie die Presse sich gegen Richard Wagner, gegen Nietzsche gestellt hat. Gegen jenen mit giftigem Hohn, gegen diesen mit dem Totschweigeverfahren ...

Hierin steckt ein wohlgemeinter Irrtum; und es ist Zeit, daß in Ruhe darüber gesprochen werde. Die Rache der Presse an dem Werk jener, die durch ein Wort die Presse beleidigt haben, ist nicht zu verwechseln mit der organischen Antwort des Schweigens über einen, dessen Werk es ist, die Presse totzusprechen. Was soll sie denn tun? Ich muß endlich rückhaltlos zugeben, daß ich die stumme Quittung von Wien begreife und leichter ertrage als das redende Mißverständnis, das jetzt mit Lob oder Tadel aus deutschen Blättern auf mich eindringt. Man unterscheide zwischen Kritik und Berichterstattung. Totschweigen der Kritik ist das Schweigen der Toten. Es ist plausibel. Die Institution, der ich das Dasein nehme, kann nur schweigen. Der einzelne, der dem Gesetz der Trägheit und dem Gebot der Schwäche folgt, auch dort, wo kein Auftrag der Lumperei an ihn ergangen ist, steht außer der Verantwortung, und die Institution hat recht. Nur jene einzelnen, die von mir leben und schweigen, handeln schimpflich. Literaten, die es sich nicht versagen können, mir Abgelesenes zu verwenden oder so zu zitieren, daß man die Hemmung des Schamgefühls, den Konflikt und den Sieg der Feigheit spürt, und die sich auch in Berlin so benehmen, weil es ihnen in Wien schaden könnte, handeln schimpflich. Die es ihnen übelnehmen könnten, die Vertreter der Institution, handeln logisch. Es wäre ungerecht, gerade bei der Wiener Presse den Selbsterhaltungstrieb als Hilfe im Kampf ums Dasein aus dem Auge zu verlieren. Die Fähigkeit einer Spinne, die Gestalt einer Pflanze anzunehmen, hat die Natur der Presse nicht verliehen, und selbst wenn sie, um sich vor Verfolgung zu schützen, sich platt hinlegen könnte und so tun, als wäre sie anständig, so würde ihr diese Mimikry bei mir nichts nützen. Das weiß sie. Von ihren kulturellen Verpflichtungen hält sie selbst nicht viel und Fleißaufgaben mutet ihr niemand zu. Wie sie sich nun aber mit ihrer Berichterstattungspflicht abfindet, ist eine Angelegenheit von niedrigem Interesse, die lediglich zwischen ihr und ihren Kunden spielt. Den Übelstand, daß sie ihren Lesern nicht mitteilt, wie's an meinen Leseabenden zugeht, habe ich nicht zu rügen. Was sie unterläßt, ist gleichgültig neben dem, was sie tut. Und nicht einmal das Publikum kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß es durch sie nicht auf die Gelegenheiten, mich zu lesen oder lesen zu hören, aufmerksam gemacht wird. Jene, die die Gelegenheit suchen, wissen sie auch ohne die Tagespresse zu finden. Das hat sich in einer Art gezeigt, die die Presse selbst als Reklame problematisch macht. Es ist sogar gerichtsordnungsmäßig festgestellt. Die Tagespresse ist durch meine Leseabende an der Wurzel ihrer Daseinsberechtigung getroffen. Urteile sind überflüssig; aber die Notwendigkeit der Nachrichten war bis dahin nicht angezweifelt worden. Hier ist der Fall eingetreten, daß einer zwischen Oktober und Juni vier Wiener Säle füllen kann, ohne daß irgendwo ein bezahltes oder unbezahltes »Morgen findet statt« zu lesen war. Mehr als das. Der Berichterstatter muß sehen, daß Autorabende, denen er seine volle Werbekraft leiht, schenkt oder verkauft, gemieden werden. Daß die Suggestion nachgelassen hat, ist wohl mein Verdienst.

Mein geringeres, daß ich ihrer selbst nicht bedarf. Ich schreibe es einer Popularität zu, die nicht dem Wert gilt. Aber es kann nicht laut genug als journalistisches Debakel ausgerufen werden. Meine Vorlesungen gehören zu mir; zu mir gehört nicht der Andrang; aber zu mir gehört, daß er ohne die Presse zustande kam. Die Entbehrlichkeit journalistischer Hilfe in diesem Fall ist der wahre, der erste praktische Erfolg meines Wirkens gegen die Presse. Mögen jene Kunden, die kein Aviso mehr brauchen, aber am Morgen lesen wollen, was sie am Abend erlebt haben, sichs mit ihr ausmachen, was für das bezahlte Abonnement geliefert und was unterschlagen werden darf. Mich geht die Versäumnis an mir wirklich weniger an als die Beachtung, die den Schwindlern und Dilettanten gewährt wird. Ich will, daß weniger, und nicht daß mehr geschrieben wird. Daß sich die Großpresse kritisch nicht mit mir abgibt, ist eine der letzten Annehmlichkeiten des Wiener Daseins. Das fehlte noch! Ich bin zufrieden und begreife. Aber außer mir sollten es auch andere gerechte Urteiler begreifen. Denn hier wird nicht ein Ganzes um einer Einzelheit willen, die einzelne betroffen hat, geächtet, sondern um eines Ganzen willen, das allen ans Leben geht. Dieses Ganze tritt, wenn es auch über die Negierung der Presse hinausgeht, doch als solche in Erscheinung, und wenn ich ein Gedicht an eine Sonnenfinsternis schriebe, so fühlte sich die Journalistik mit einigem Recht getroffen, und man könnte nicht verlangen, daß sie ihr Standesbewußtsein verwinden solle, um zu einer objektiven Würdigung dieses Gedichtes überzugehen. Ich habe nicht Musik oder Epen geschrieben und durch eine gelegentliche Aufwallung die Presse vor den Kopf gestoßen. Natürlich steckt auch in einer Oper wie in jedem Kunstwerk Preßverachtung. Aber sie ist nicht sein Stoff. Es schneidet nicht die Riemen aus der Haut derer, die es trifft. Es wäre doch viel verlangt, wenn die Leute einen Maler würdigen sollten, der seine Landschaften auf ihre Rücken malt. Sehen sie sie denn? Ist es nicht genug, daß sie sie spüren? Ist nicht das stille Martyrium die würdigste Haltung? Niemand überblickt die Situation besser als ich. Was ich will — wenn man von dem, was ich tue, unmittelbar eine Tendenz abziehen kann — ist, daß die Presse aufhöre, zu sein. Das will ich schließlich in jeder Zeile. Wie soll nun die Presse dem Werk, das sich aus all den Zeilen zusammensetzt, gerecht werden? Sie hat zwei Wege: entweder, daß sie aufhört, zu sein, oder daß sie so tut, als ob ich aufgehört hätte zu sein. Ein drittes, die Antwort, gibt es nicht. Es würde auf meine Existenz hinweisen und die Existenz der Presse nicht verbessern. Ein viertes: Anerkennung, wäre faustdicke Heuchelei, die man der Presse in jedem, nur nicht in meinem Fall zumuten kann. Was soll sie also tun? Zwei Wege sind möglich. Aufhören: ist diskutabel, aber nicht einträglich. So bleibt nichts übrig als Ignorieren, was immer noch für sie die bequemste und für mich die angenehmste Art ist, in der sich die Presse mit mir auseinandersetzt.

Eine neue Form der Banalität

»[Richard Dehmel in Hamburg unbekannt.] Man schreibt uns: Dieser Tage kam ein an den größten Lyriker des heutigen Deutschland in seine zweite Heimat Hamburg gerichteter Brief als unbestellbar zurück, weil die »genaue Adresse« fehlte. Das war vollständig an der Ordnung, denn, kann ein deutscher Postbeamter erwidern, wenn er aus dem Konversationslexikon festgestellt hat,

wer der Adressat war, 1) ist bei allen Sendungen Straße und Hausnummer anzugeben, 2) ist es nicht Sache der Reichspost, ihre Beamten in moderner deutscher Literatur zu unterrichten, und 3) ist der Adressat Richard Dehmel überhaupt im Bestellbezirk Blankenese bei Hamburg, Kreis Pinneberg, Regierungsbezirk Schleswig, Königreich Preußen, postalisch zuständig. Und der deutsche Beamte würde mit allen drei Antworten so recht haben wie je ein deutscher Beamter. Aber ein Privatmann möchte an seine Mitprivatmenschen doch die bescheidene Gegenfrage stellen, ob sie wirklich glauben, daß etwa eine an August *Strindberg* nach *Schweden* dirigierte Sendung dem Absender wieder zurückgegeben würde, auch wenn noch nicht einmal der *Wohnort* des Adressaten angegeben wäre. Und der ist doch schließlich auch nur — Schriftsteller.«

Der Gedankenstrich und der Gedanke ermöglichen mir nach meinem typographologischen Verfahren die vollständige Herstellung der zeitgenössischen Physiognomie, die hinter solcher Bitterkeit steckt. Es ist die Stellung, des Idioten (Privatmanns) zum Staat. Die Intelligenz ist nicht mehr imstande, die Bestimmung des Dienst— und Schutzverbandes, den sie erschaffen hat, zu begreifen. Alle bürokratische Unzulänglichkeit wird durch eine liberale Kritik, die der Individualität dort Rechte zuschanzen möchte, wo sie sie nicht hat, ins Recht gesetzt, und der Staat kann sich in die Polizeifaust lachen, wenn ihm die Intelligenz ihren Standpunkt klar macht. Nicht die Vorstellung allein, daß so ein Advokat der Frankfurter Zeitung sein Herz darüber ausschüttet, daß die Post einen Dichter nicht kennt, und daß er sich einbildet, er stehe deshalb dem Dichter näher als ein Briefträger, macht diese Art von Kurzsichtigkeit, die einen Zwicker trägt, zur wahren Staatsplage. Solche Individuen, die aus Reih und Glied einer Quantität treten und die in ihrem Umkreis angestaunt werden, wenn von ihnen eine Zuschrift gedruckt wurde, sind in der ihnen ausschließlich offenen Perspektive des sozialen Lebens nicht imstande, einen Fortschritt weit zu denken. Die Post erfüllt ihre Idee, den Boten zu ersetzen, durch Beschleunigung und Verbilligung. Nicht durch Findigkeit, wie die Spaßmacher glauben. Dem Dienstmann, dem es überlassen bliebe, den Adressaten zu suchen, ehe er ihm die Botschaft übermitteln kann, müßte der Lohn erhöht werden. Der liberale Sinn betreibt nur scheinbar die Popularisierung der Betriebsmittel, in Wahrheit setzt er die Ausnahme für jeden Einzelfall voraus und, im luftleeren Raum denkend, nicht imstande, sich die Quantität vorzustellen, deren Begriff er allein sein Dasein verdankt, macht er immer den ganzen Apparat seiner schäbigen Individualität tributpflichtig und für jede Vernachlässigung verantwortlich. Antisoziale Scherzhaftigkeit hat das Lob der findigen Post aufgebracht, deren Spürsinn man die versteckteste Adresse zu apportieren aufgibt. Nur in Österreich, wo auch die Bürokratie weniger dem Verkehrsinteresse als dem Streben nach falscher Persönlichkeit entgegenkommt, pflegt sich die Post aus solchem Zeitvertreib eine Ehre zu machen, und in diesem Lande mag es schon vorkommen, daß das »Mir san mir« als Adresse eines Briefes genügt, etwa noch ergänzt durch die Straßenbezeichnung »Eh scho wissen«. Der Prüfstein für die Findigkeit der Post ist in der Regel das Porträt eines Dichters, das ein Scherzbold auf das Kuvert gezeichnet hat, und zur Freude aller Beteiligten, des bekannten Dichters, des lustigen Zeichners und der findigen Post wird das »postalische Kuriosum« im Extrablatt abgebildet. Sie alle aber spüren nicht, daß Popularität, Humor und Findigkeit Beweise gegen das Milieu sind, in dem diese Eigenschaften wurzeln, und daß nichts sowohl gegen den Geist wie gegen die Post eines Landes

mehr spricht als der Glaube, daß die Kultur von der Zustellbarkeit ungenügend adressierter Briefe abhängt und daß der Dichter es dort am besten hat, wo ihn die Briefträger kennen. Und zwar so, daß sie entweder schon wissen, wo er wohnt, oder wenigstens bereit sind, aus Hochachtung nachzuschlagen. Der Liberalismus stellt sich vor, daß die Wirkung, die ein Dichter auf seine Zeit ausübt, in der Notorietät seiner Adresse zum Ausdruck kommt, und die Wirkung, die er auf die Nachwelt hat, in der Geläufigkeit seiner Biographie. Und der findigen Post ist es überlassen, das nemo propheta in sua patria als hinreichende Adresse anzusehen, es wäre denn, daß hier der Vermerk am Platze ist: Adressat abgereist oder verstorben. Der Briefträger soll im kleinen Finger haben, was der besser bezahlte, weniger geplagte, aber dafür unnützer Literarhistoriker nicht einmal ahnt. Wenn Herr Eduard Engel mich nicht kennt und ehe er mich plündert, mir eine falsch adressierte Karte schickt ¹, auf der er mich bittet, mich plündern zu lassen, so soll der Briefträger wissen, wem es zugedacht ist. Die Gebildeten, die sich gestern über die Kunst informiert haben, schütteln den Kopf über die »breiten Massen« — eine Vorstellung, auf der die Intelligenz zu sitzen scheint —, die immer so spät erst nachrücken. Die liberale Enttäuschung in solchen Fällen klingt mir immer wie der Seufzer, den Ebermanns »Athenerin« (deren Adresse heute festzustellen der findigsten Post nicht gelingen dürfte) ausstößt, weil sie ein Mann aus dem Volke auf die Frage, ob er nicht wisse, wo (meines Erinnerens) Sokrates wohnt, mit der Gegenfrage, wer denn das sei, enttäuscht: »Wie wenig kennt das Volk doch seine Geister!« Vollends voraussetzungsvoll sind in diesem Punkte die Literaten, die sich ehemals eine Ankunft in Christiania schwer anders vorstellen konnten, als daß Ibsen und Björnson auf dem Perron stehen und sich erbötig machen, das Gepäck zu tragen. In einer Humoreske war einmal die Enttäuschung eines Berliners in Wien geschildert, der seinen Wiener Begleiter vor jedem Herrn mit schwarzem Schnurrbart in die Rippen stieß und fragte, ob dies denn nicht Johann Strauß sei. Nur hatte der Autor vergessen, daß diese Identifizierungsversuche eines Berliners in Wien noch berechtigt sind, wo tatsächlich sechs Persönlichkeiten auf dem Opernring stehen und eine davon umso leichter Johann Strauß sein kann, als alle sechs davon durchdrungen sind, daß sie es sind. Vergeblich wäre nur und charakteristischer die analoge Mühe, die sich ein Wiener auf dem Potsdamer Platz gäbe, und man hat ja gehört, daß bedeutende Wiener Feuilletonisten sich in Berlin nicht akklimatisieren konnten und eingingen, weil oft ein Jahr verstrich, ohne daß sie auf der Straße ein »djehre Herr Doktor!« zu hören bekamen und weil es dann zumeist ein Wiener Operettensänger war, der in Berlin ein Nachtlokal aufgemacht hatte. Aber der Liberale aller Länder ist schmerzlich enttäuscht, wenn der Fortschritt nicht vor ihm Halt macht und wenn der Betrieb, den er für den letzten Zweck aller Schöpfung hält, es nicht speziell auf ihn abgesehen hat und zu seiner Förderung auf Kosten aller andern Passagiere beitragen will. Vor dem Autobus steht ihm die Bildung, und ein Bestandteil der Bildung ist ihm die Kunst. Er hat seinerzeit den Kopf geschüttelt, als ihm die Statistik verriet, wie wenig deutsche Soldaten wußten, wer Bismarck war, und die Hände gerungen, als er erfuhr, daß es mit der Popularität Goethes nicht besser bestellt sei. Er versteht nämlich nicht, daß geistige Werte auch auf eine Zeit übergehen können, die den Namen der Schöpfer oder Vermittler nicht kennt. Er weiß nicht, daß die Lebenshaltung auch des literarisch Ungebildeten von der Existenz Shakespeares irgendwie bedingt ist. In diesem Punkte, mindestens aber in der Überschätzung unmittelbar übertragbarer Wahrheiten, also politischer Werte, wird er von den Dichtern selbst heute unterstützt.

1 s. Heft 339 # 06 »Die neue Art des Schimpfens«

Der verrannte Betätigungsdrang der Ästheten, die jetzt einen Leitartikler für ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft halten, kommt der schwachgeistigen liberalen Intelligenz sehr zu Hilfe. Was soll man noch gegen die Leute, die sich für Versammlungsheroen und für politische Megären begeistern, ernstlich einwenden, wenn ein Dichter Konventtöne anschlägt und nicht allein deshalb für das romanische Leben schwärmt, weil dort die Kriegsschiffe »l'humanite« heißen, sondern weil sie zuweilen auch »Voltaire« heißen! Ich hingegen bin schon mißtrauisch gegen Kulturen, deren Briefträger die Namen ihrer Repräsentanten kennen und sich womöglich über eine genaue Adresse kränken, weil sie einen Zweifel an ihrer Bildung bedeuten könnten. Ich glaube, daß die Post dort, wo sie Dichter ohne Straßenbezeichnung findet, vollständig adressierte Briefe überhaupt nicht zustellt. Es spricht mir für eine gut organisierte Post, wenn sie in Hamburg nicht weiß, wo Richard Dehmel in Blankenese wohnt, ich will zur Ehre der schwedischen Post annehmen, daß sie die an Strindberg gelangenden Briefe nicht bloß deshalb zustellt, weil er der Strindberg ist, sondern weil seine Adresse genau angegeben war, und für meine Person muß ich gestehen, daß ich zufrieden wäre, wenn mir die Wiener Post auch den größeren Teil der richtig adressierten Briefe nicht zustellte, und daß ich über die Popularität untröstlich bin, die sich darin zu erkennen gibt, daß ein Briefträger, der nur meinen Namen ohne Straße und Hausnummer vor sich hat, »fakl« davorschreibt. Wenn man sich sagt, daß neun Zehntel der Korrespondenzen, mit denen diese armen Teufel an einem Wiener Tage tausend Stock hoch laufen müssen, der größste Unfug sind, der mit Papier und Tinte seit deren Erfindung getrieben wurde, wenn man das schamlose Überhandnehmen der Geschäftsreklamen, Wohltätigkeitslose, Wahlaufrufe, Künstlerhausfirnißtageeinladungen bedenkt und all des Mistes, der nicht nur gedruckt, sondern auch zugestellt wird, so gelangt man un schwer zu einem Punkt sozialer Einsicht, wo man nicht extra noch der Bildung des Briefträgers zumutet, was seine Lunge nicht mehr leisten kann. Dem intelligenten Esel, dem die soziale Einsicht immer nur soweit imponiert, als sie eine Phrase ist, und dessen Phantasiearmut beim Nebenmenschen immer just den Bildungsgrad voraussetzt, an den er selbst sich gestern erst anschmarotzt hat, wird es nie begreiflich zu machen sein, daß die Kultur von der Überschreitung der Pflichtkreise nicht fett, sondern mager wird. Er wird es nie verstehen, daß die Informiertheit eines Dieners über seine Dienstpflicht hinaus nicht eine Errungenschaft der Bildung, sondern eine Anmaßung ist, die eine lästige Intimität mit einer widerlichen Popularität beweist, und daß ein unbestellbarer Brief mehr für die Unerzogenheit des Absenders als für die Zurücksetzung des Adressaten im Vaterlande spricht. Man muß die liberale Visage, die solchen Vorfälle beseufzt, indem sie ihn begrinst, an der Geringfügigkeit ihrer Sorgen feststellen, denn man muß sie feststellen, wo immer man sie findet. Es gibt furchtbarere Versäumnisse als ein Versäumnis der Post und sogar größere Tatsachen als eine Zeitungsbeschwerde. Aber die großen Ereignisse verdecken zu leicht das Antlitz der Zeit. Wenn es am lautesten zugeht, ist es am schwersten zu bestimmen, wo es am dümmsten ist. Erst wenn die Zeitungen Platz haben, isolieren sich die Vorkämpfer der Banalität und man übersieht die Typen, mit deren Dasein sich abzufinden nur dem geborenen Selbstmörder gelingt ¹.

1 s. aber auch Heft 288 # 05 »Glossen«

Münz in Monaco

Die Anwesenheit des Fürsten von Monaco in Wien, des Herrn, der sich für Tiefseeforschung interessiert und eine Fischerei im Trüben besitzt, hat dazu geführt, daß der Münz, den man seit der großen Tintanic—Katastrophe des letzten Sommers vermißt hat, wieder lebendig wurde. Er besaß »Aufzeichnungen über einen Aufenthalt in Monte Carlo«, über ein Interview mit dem Fürsten und holte jetzt »die Genehmigung zur Publikation« ein. Da gibt's also kein Dementi. Münz war in Monte Carlo, hat es bei dieser Gelegenheit entdeckt und sofort erkannt, daß außer ihm »der Staub das einzige ist, was den Zauber der Riviera einigermaßen stört«. Das bunte Treiben fesselt ihn. Die Straße »schlängelt sich zwischen der See und den Seealpen hin«, was sie bekanntlich immer tut, wenn ein Vertreter der Neuen Freien Presse seinen Blick auf sie heftet. Monaco beherbergt jetzt »die Bundeslade der Verfassung«. Wie sich die Zeiten ändern. Die Blancs! »Auch sie eine Dynastie bereits ... « Münz hat sie noch gekannt, wie sie so klein waren. Aber schnell zur Audienz! (Ostermontag 1911, Schlag halb 3 Uhr, das Feuilleton war also ein volles Jahr zurückgehalten worden.) »Es geht an den Spielsälen vorbei.« Münz stellt Betrachtungen an. In anderen Staaten gibt's das kleine Lotto, da »werfen die Niedrigen und Armen diesem Zerberus ihre Zentesimi und Heller in den Rachen«. (Hier hätte ich »Moloch« vorgeschlagen.) Die Landschaft ist stimmungsvoll. »Am Meeresstrande läuft unser Auto dahin, im Hafen schaukeln sich bewimpelte Motorboote aller Nationen. An Trains, an Autos, an Karossen, an Fußgängern eilt unser Auto vorbei.« Das tut ein Auto immer, aber man kann es nicht oft genug sagen. »Wenn der Frühling an diesem Strand ein Fest ist, so sind die Ostern ein doppeltes Fest.« Wie wahr ist das. Und wenn einer im Frühling zu Ostern an diesem Strand im Auto fährt, so ist es ein dreifaches Auto. Die armen Leute, die in den Trams sitzen, ganz ohne Way, sind zu bedauern. Dazu »liegt über allem sybaritischer Glanz«, auch über den Gummibäumen und »über den Toiletten der Damen aus der großen und der halben Welt«. Wie sicher muß sich der Münz in dieser Gesellschaft bewegen. Man stelle sich aber ja nicht vor, daß er vom Gummibaum ein Gummibandl herunterholt und es einer Dame aus der halben Welt reicht, in dem Glauben, es sei eine aus der großen! Das wäre freilich ein faux pas. Lassen wir das. »Mein Auto biegt zu der Rampe ein, die hinauf zum Fürstenschloß von Monaco führt ... Fürst Albert scheinen in den Tiefen des Ozeans die herrlichsten ungelösten Rätsel der Schöpfung zu ruhen«, und die Suttner habe die Wunder seines Museums »in diesem Blatte beredt genug geschildert. Aber sonst atmet die Hauptstadt dieses kleinen Fürstentums idyllische Ruhe«. Die Gedanken jagen sich. Münz fühlt sich »viele Meilen entrückt dem gleißnerischen Treiben von Monte Carlo mit seiner um das goldene Kalb tanzenden Menge«. Goldenes Kalb — bitte, das ist eine Anzüglichkeit, die Neue Freie Presse läßt es bei diesem Tanz nie an der nötigen Ballberichterstattung fehlen; Münz, aufgewachsen bei Königspalästen, weiß freilich nichts davon. Wieder atmet etwas, nämlich »dieses Monaco, dieser meerumgürtete Horst mit seinen tropischen Pflanzen, die aus Gestein und Gemäuer heraus zu blühen scheinen« atmet und zwar göttlichen Frieden. Dagegen ist der Schloßplatz in Sonne getaucht. Münz kommt »an Kanonen und Kanonenkugeln vorbei«, aber hier hat er nichts zu fürchten, und wenn er die schwersten diplomatischen Verwick-

lungen in Monaco anrichtet, die Kanonen gehen nicht los. »An galonierten Dienern vorüber gehe ich zum ersten Stock, wo mich der Adjutant Sr. Hoheit empfängt.« Bis hierher ist die Sache zwar spannend, aber jeder Schmock konnte es beobachten. Was jetzt folgt, gelingt nur diesem. »Ich unterhalte mich ein Weilchen mit dem Adjutanten«, der seinerseits gewiß gern zugeben wird, daß es nicht zu kurz gedauert hat, sondern ein langes Weilchen war, »beschaue mir ein wenig die mit den erlesensten usw.«, »entdecke hie und da auch eine Trophäe« — man erschrecke nicht — »die der Fürst von seinen großen Reisen mitgebracht hat.« »Und dann stehe ich bald vor dem Fürsten selbst.« Jetzt kommt's. Natürlich ist der Fürst, da er nicht Länder erobert, sondern es nur auf die Flora und Fauna des Meeres abgesehen hat, »in seiner äußeren Erscheinung der Typus eines Denkers«. »Sein von einem kurzen, ergrauten Vollbart umrahmter Gelehrtenkopf ist gewöhnlich etwas gesenkt.« Vielleicht nicht immer, aber sicher diesmal. »Tiefe Augen mit einem warmen Blick leuchten aus seinem mild sinnenden, zeitweilig von einem Lächeln erhellten, meist aber von jener Melancholie bedeckten Antlitz, wie sie Denkern eigentümlich zu sein pflegt, die dem Laufe der Welt mit einiger Skepsis folgen.« Was sollen denn die Fürsten machen, um nicht lächelnd, melancholisch, skeptisch auszusehen! Sie können sich ja nicht helfen. Immer bezieht der Münz den Eindruck seiner Persönlichkeit auf die Weltanschauung der Leute, die ihn empfangen müssen. »Der Fürst hat eine sehr anregende Art zu plaudern.« Er scheint für das Feuilleton in Aussicht genommen zu sein, wenns mit Salten nichts wird. »Er ist ein feiner und gedankenreicher Causeur, was ich während meiner Audienz, die mehr als anderthalb Stunden dauerte (du guter Gott), und dann wieder einige Tage später (du lieber Himmel), als ich in einem größeren Kreise bei ihm speiste, wahrzunehmen Gelegenheit hatte.« Daß diesen Fürsten noch immer nicht der Appetit vergangen ist, muß einen erstaunen machen. Zwar gehen sie dann im Sommer immer nach Marienbad, aber auch wieder nur, um dort den Münz zu treffen. Natürlich sprach sich der Fürst mit großem Freimut über alles aus, nämlich über die Probleme. Münz überbringt Grüße von der Suttner. Dann wird über den Sozialismus gesprochen und es fällt deshalb das Wort »standard of life«, so wie in den Unterhaltungen mit mehr politischen Fürstlichkeiten der »status quo« die Hauptrolle spielt. Der Fürst meint, daß der Sozialismus der Entwicklung der Individualität hinderlich sei. Hierauf legt er etwas an den Tag, und zwar ein hervorragendes Interesse für die Friedensbestrebungen, was ihn im Wege der Gedankenassoziation wieder zur Baronin Suttner führt. Von da ist dann nicht mehr weit zur Haager Konferenz. »'Monseigneur', bemerkte ich, 'können, unberührt von den Konflikten der Großstaaten, die Weltlage wohl besonders richtig beurteilen. Eure Hoheit sind auch in Paris fast wie zu Hause und stehen zum Kaiser Wilhelm in besonders freundlichen Beziehungen. Wie denken Sie über den Kaiser und wie über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich?' Monseigneur hat er zu ihm gesagt! Teils aus Intimität, teils, weil er ihn ja doch nicht für voll nehmen kann. Der Fürst erwidert: Ich bin in der Tat wiederholt Gast des Kaisers gewesen, und Sie nehmen mit gutem Grund an ... « Es wird hochpolitisch, es ist von Fallières die Rede. »Sie sagen mir, daß die Alldeutschen nicht sehr zahlreich und nicht sehr einflußreich sind. Darauf antworte ich ... « Deutschland soll, bittet Monaco den Münz, Elsaß—Lothringen eine Autonomie geben. Münz wird sehen, was sich machen läßt. Der Fürst verbreitete sich hierauf, nämlich über den Kaiser Wilhelm, und zwar wie folgt. Er hofft aber, daß der Kaiser den Frieden erhalten werde. Deutschland schreitet industriell und kommerziell ungeheuer fort, und der Kaiser habe speziell Interesse für die ozeanographischen Bestrebungen, er habe so-

gar bedauert, daß er nicht zur Eröffnung des Museums kommen könne. Somit sind alle Garantien gegeben und man kann von Dreyfus sprechen. Münz scheint einen alten verstunkenen Leitartikel bei sich zu haben, den er dem Fürsten hinhält. Unter dieser Suggestion sagt der Fürst das folgende auf: »Ein kleines Häuflein mutiger Männer stellte sich der allgemeinen Strömung entgegen, unter ihnen als einer der besten und tatkräftigsten der ideal veranlagte Josef Reinach, und durch seine Arbeit für die Gerechtigkeit hat er einen Mann wie Zola fortgerissen, der ja ruhmbeholden auf seinen literarischen Lorbeeren hätte ausruhen und auch in glänzenden äußeren Verhältnissen leben können, es aber vorzog, um der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu dienen, Ruf und Leben in die Schanze zu schlagen.« Alles das erzählt der Fürst dem Münz! So etwas gibt's! Der Apparat hat aber noch nicht alles gebracht, Münz drückt auf den Knopf, und es kommt noch der Satz: »Daß diese wenigen, von idealem Streben beseelten Männer über die vielen gesiegt haben, wird ein dauernder Ruhmestitel für Frankreich bleiben.« Hierauf fühlt sich der Fürst erleichtert und beginnt gegen den Papst zu polemisieren. Es sei nicht klug, daß die Kurie fortfährt, nämlich ein so machtvollendes Element der modernen Zivilisation wie es das heutige Italien ist fortdauernd zu verletzen. Münz ahnte noch nichts von Tripolis, sonst wäre er im Interesse des Status quo dem Fürsten sogleich ins Wort gefallen. »Man darf, meine ich, dem Vatikan nicht zu sehr nachgeben«, sagt der Fürst. Münz nickt beifällig, fühlt sich aber befangen und blickt nach der Bundeslade der Verfassung aus. Es war lange nach 4 Uhr, als ihn der Fürst entließ, versteht sich nicht ohne die Absicht zu äußern, ihn »für einen der nächsten Tage zu Tische zu laden«. Schon am Freitag — der Fürst ist aufgeklärt und wußte, daß jeder Tag damals ein Unglückstag sein konnte und daß es da kein Entrinnen gab — schon am Freitag hatte er den Münz bei Tisch. Es waren noch ein paar andere Journalisten dabei. Der Fürst führte natürlich »ein ernstes Gespräch über Fragen der Politik, der Philanthropie, der Tiefseeforschung.« Den Kaffee nahmen wir auf der Terrasse. Der Fürst gedachte der Revolutionsepoche, in der seine Großmutter in einem einzigen Zimmer wohnen mußte. Münz denkt zweimal daran, daß er soeben in der burgartigen Residenz der Grimaldi gespeist habe, was man tatsächlich in Wien nicht immer haben kann, wenn man noch dazu bedenkt, daß Tonello auch nicht mehr das ist was er früher einmal war. »Als wir bei unserem Scheiden von dem gastlichen Schlosse draußen wieder an den alten Kanonen vorbeifuhren, die Wache zu halten scheinen über den Palast der Grimaldi, fiel« — ein Schuß? bin ich erschrocken, nein: »unser Blick auf eine Inschrift, die eine der Kanonen schmückt: 'Ultima ratio regum'.« Wie sich die Zeiten ändern, denkt Münz. »Die Zitadelle ist jetzt ein Lustschloß, in dem ein Fürst wohnt, der sich mehr Meditationen im Stile eines Marc Aurel hingibt, als weltlichen Ambitionen nachhängt. Auch diese Kanonen rosten schon lange und sind Spielzeug geworden, auf das eine ewige Sonne herniederzustrahlen scheint«, wie man in der Marc—Aurel—Straße sich poetisch ausdrückt, von wo wieder zu Tonello mit seinen viel berühmteren Kugeln, die aber auch nicht losgehen, nur mehr ein Schritt ist. So schlingt sich der Reigen der Geschichte und man kann sehen, wie sich die Zeiten ändern und wir mit ihnen. »Fürst Albert selbst rüstet nicht mehr wie seine Ahnen zu Kriegszügen, sondern wird bald wieder von neuem seine Jacht zur Ausfahrt klar machen, um zu den Geheimnissen der See hinabzusteigen.« Denn seine Flotte ist nur ein Aufklärungsschiff. Was aber wird er daneben tun? »Daneben wird er es auch in Zukunft als seine Mission ansehen, durch seine Propaganda beizutragen, daß in dem latenten Antagonismus zwischen den ihm, dem Kulturmenschen par excellence, gleich nahestehenden Ländern, dem Kaiserreich und der Republik, die Kanone nicht

mehr ultima ratio sei, wie sie es ja seit vierzig Jahren tatsächlich nicht mehr gewesen ...« »Diese Betrachtung«, schließt Münz, »drängt sich in einem Augenblicke auf, in welchem von dem fernen Tripolis her kriegerischer Feuerchein aufsteigt.« Wem wird sich künftig der Betrachter aufdrängen? Die Kanonen sprechen. Münz kann nichts dafür, er konnte es nur nicht verhindern. Die Kanonen sprechen. Aber sie sind nicht mehr die ultima ratio der Könige. Die ultima ratio der Könige ist ein Gespräch mit dem Münz.

Glossen

BRIEF EINER SUFFRAGETTE AN EINE BORDELLWIRTIN DER FREIHEIT

Sie schildert der Neuen Freien Presse, welchen Leiden die Bahnbrecherinnen jetzt im Londoner Gefängnis ausgesetzt sind. Man will sie zwangsweise ernähren. »Hochkultivierte englische Frauen«, Missionärinnen, Wissenschaftlerinnen, Künstlerinnen, von der Universität Graduierte, wagt man, deshalb, weil sie Fensterscheiben einschlagen, Constabler beißen, Postämter anzünden, wie Rowdies und Trunkenbolde zu behandeln! Man sperrt sie nicht nur ein, man entzieht ihnen auch Bücher, Schreibpapier und Tinte. Das ist himmelschreiend. Ein rückständiges Gesetz schützt die Fensterscheiben vor den Suffragetten, es wartet ab, bis die Weiber zu Hyänen werden, anstatt Religion und Kunst schon vorher zu schützen und die Existenz von Wissenschaftlerinnen im Keime zu ersticken. Nachher ist's freilich zu spät und die Entziehung von Papier und Tinte für den kurzen Aufenthalt im Gefängnis ist eine kleinliche Maßregel. Mit Recht beschwert sich die Suffragette, daß einem eingesperrten Unternehmer die Erlaubnis erteilt wurde, seine Geschäfte vom Gefängnis aus fortzusetzen, »obwohl diese Geschäfte dem Urteile zufolge schwindelhafter Natur waren«. Wieder einmal keine Gleichberechtigung! »Im Falle der Suffragettes aber, in dem es sich um die schreiendsten politischen Vergehen der modernen Zeit handelt, wurden diese Privilegien, die früher bewilligt wurden, plötzlich entzogen.« Man beachte hier die typische Form von hysterischer Übertragung: den schreiendsten Verüberinnen politischer Vergehen wird die Selbstbeschuldigung im Handumdrehen zur Anklage der andern. Es ist zum Erbarmen. »Wir Suffragettes« tun doch das, was die Rowdies tun, nur, »um die Aufmerksamkeit auf unsere Beschwerden zu lenken, die wir seit vierzig Jahren erörtern, ohne daß die Männer mit ihnen rechnen wollen«. Aber die Männer sind eben keine Männer mehr und haben ebensolang dazu gebraucht, Huren zu werden, wie die Weiber Helden. »Die Regierung beschloß nicht nur, unsere Beschwerden und ihre Motive zu ignorieren«, sondern wir wurden mit einer Rachsucht behandelt usw. Den Mut, Liebling, der dazu gehören würde, eure Beschwerden und deren Motive nicht zu ignorieren, sondern im Gegenteil, den kann man von einer christlichen Regierung im zwanzigsten Jahrhundert wahrlich nicht verlangen. Das wird nun einmal nicht anders, das muß alles erst verjauchen, und bis zum guten Ende werden noch viele Fensterscheiben daran glauben müssen. Es ist zum Erbarmen. Die Vorkämpferinnen rufen es in die Welt hinaus, daß man sie zwangsweise ernähren will! Denn sie wollen lieber nicht essen als nicht schreiben. Sie haben ganz recht. Zwangsweise ernährt zu werden, darauf kommt es den Emanzipiertinnen gewiß nicht an. Und Tinte braucht so eine, um unflätige Briefe an jene zu schreiben, die, wie ich, von der Tragik einer monströsen Zeit tief ergriffen

sind, welche politische Märtyrerinnen der Geschlechtsqual schafft. Die Suffragetten sind wohl auch empört über die Männer des sinkenden Schiffes, die im letzten Besinnen der Männlichkeit den Frauen den Platz des Lebens überließen. Shocking, diese Tramway—Galanterien drängen sich immer vor die politischen Rechte, und die wahre Liebe ist es auch nicht. Suffragetten rebellieren gegen jede Demütigung, solange es nicht die tiefste ist. Hier stößt Titanic an einen Vulkan. Immer bezwingt die Natur die Technik unter dem Vorwande der Technik, daß sie die Natur bezwinde. Und in den Weibern ist sie so resolut, ein kompliziertes Wunder des Fortschritts zu erstreben, um es auf die einfachste Formel zu bringen. Das Leck war da, ehe das Schiff erstand. Mit dieser Kesselexplosion wird der Kontinent nicht fertig. Eine Kultur, in der die Weiber den Vorrang der politischen Rechtlosigkeit nicht zu schätzen wissen, ist immer aufgefahren. Es sind die rechten Rechte nicht, die sie fordern, und weil man ihnen weder die gibt, die sie fordern, noch die, die sie verlangen, so protestieren sie durch den Hungerstreik und rufen aus:

Wir fragen, ob man es glauben darf, daß in einem fortschrittlichen, zivilisierten Land, einst dem Heim der Freiheit, englische Männer lieber mit ansehen wollen, wie Frauen gefoltert werden, als daß sie ihnen die politische Emanzipation geben. Und, Gott sei Dank, die Frauen lassen sich lieber foltern, als daß sie den heiligen Kampf um ihre Freiheit aufgeben. Lasset die Geschichte ... !

Die Frauen haben recht, zu glauben, daß sie gefoltert werden, wenn die Männer ihnen nichts tun. Jene hungern, und diese glauben, es sei mit dem Essen geholfen. Jene wollen aber lieber auf jede Nahrung verzichten als solchem Qui pro quo in die Falle gehen. Sie werden Tinte bekommen, aber es wird nicht helfen. Sie werden umso lauter schreien, je besser man sie hört und je schlechter man sie versteht. Sie werden Reichsratsabgeordnete werden. Der Hunger aber wird ins Ugolinohafte wachsen. Bilde sich keine Emanzipierte ein, daß sie je von dem emanzipiert wird, was sie verleugnet! Bilde sich aber auch keine ein, daß ich ihr in der individuellen Gestalt, die die Kultur aus ihr gemacht hat, noch die Fähigkeit zum Hunger zuerkenne. Ich möchte keine durch solche Beleidigung auszeichnen. Sie alle, die sich zusammenrotten, um nach Politik zu schreien, könnten den Beweis führen, daß sie heute wirklich durch ein Mandat schon besser zu befriedigen sind als durch einen Abgeordneten. Ja, sie sind reinen Sinnes und wollen sogar jenen, die nicht Genossinnen, sondern noch Geschlechtsgenossinnen sind, das abgewöhnen. Sie können nichts dafür und meinen es sozial. Es ist eine Metapher: das Weib erhält die übertragene Bedeutung, nach welcher es nicht im eigentlichen Sinne gebraucht wird. Sie können nichts dafür. Alte Geschlechtsschuld an jenen, die einst zu kurz gekommen sind, und eine Sittlichkeit, die die Schuldner für sich, ihre Schwäche und ihre Eifersucht, erschaffen haben, macht sich jetzt politisch bezahlt. Es ist der unerhörte, unerhörbare Schrei einer Sehnsucht, die sich in Jahrhunderten verkennen und so entstellen gelernt hat, daß sie den Schrei behält und die Erfüllung ablehnt.

* * *

AUSGESTELLTE MALER

Zu Ostern hatten sie's alle auf die Malermeister abgesehen. Die einen fragten, was für Erfahrungen sie mit den Damen im Atelier machen, die andern wollten wissen, wie ihr Schönheitsideal beschaffen sei. Solche Ausstellungen von Malern ersparen einem für ein Jahr den Besuch der Ausstellungen

von Bildern. Was muß eine schöne Frau haben und was darf sie nicht haben? lautete die Rundfrage, und der Professor Angeli antwortete :

... Ein häßlicher Leib, auf die Leinwand gebannt, wird von mir als ein Sakrileg an dem Weibe empfunden. Darum verstehe ich nicht, was mit den Versuchen angestrebt wird, verkrüppelte, jedenfalls häßliche Frauenkörper wiederzugeben. Mir sagen sie nichts anderes als eine Beleidigung, eine Verunglimpfung des Frauengeschlechtes ...

Herentgegen der Professor Grützner meinte :

Da will ich Ihnen vor allem bemerken, daß ich ganz und gar nicht die Begeisterung mancher anderer Künstler teile, welche das Überschlank, die Busen— und Hüftenlosigkeit feiern. Ich gönne ihnen neidlos die Knochen! Da ist mir eine schöne, mollige, appetitliche Wienerin lieber, gleichviel, ob ihr Gesichterl von blonden, roten, braunen oder schwarzen Haaren umrahmt ist, die sich an Schläfen und im Nacken natürlich kräuseln. Eine nicht zu hohe Stirn, große lachende Augen, kleines Näschen, zwischen vollen Lippen hübsche Zähne, in den Wangen womöglich ein Grübchen, kleine Ohren, sehr schöne Hände — und alles bis hinab zu den tanzlustigen Füßen halt rund und mollig.

Der Maler Kaufmann, der jene polnischen Juden malt, die seinen Kollegen die Frauenschönheiten abkaufen, aber sagte:

... Schließlich sollte man ja glauben, daß jeder, der verheiratet ist, sein Schönheitsideal schon in Sicherheit gebracht hat. Dann wäre es ja sehr leicht, sein Schönheitsideal festzustellen, indem man einfach den eigenen »teuren Besitz« schildert. Mein Gott, können denn Ideale je real werden? Welche Irrtümer, grause Enttäuschungen sind da schon geschehen ... Wenn es also in dem populären Liede »Mädel klein, Mädel fein« heißt:

Mädel, du weißt es ganz genau,
Wirst meine süße kleine Frau!

spricht sich darin eigentlich das Volksideal (und besonders das wienerische) aus; denn süß und klein heißt soviel, daß dieses volksweibliche Ideal Charme, Liebreiz, Anmut haben muß ... Wir Maler sehen doch anders als die meisten. Etwas Schönes muß vorhanden sein. Das Schöne ist so vielfältig, beinahe unerschöpflich. Man kann deshalb nicht so einseitig sein, zu sagen, mein Schönheitsideal muß blond, schwarz oder braun sein, groß oder klein. Nur eines ist sicher: Nicht zu groß, nicht zu klein, nicht zu dick und nicht zu mager ...

Dieser Künstler schafft also sein Schönheitsideal aus dem Geist der Wiener Librettisten, die er malt. Außerordentlich interessant gibt sich Gabriel Max :

Vor allem muß ein Weibsbild eine schöne Seele und ein gutes Herz haben, das sich in jedem Detail ausprägt. Alter Nebensache. Modernes Kostüm, Muttermale, Sommersprossen und Ungeziefer verbeten. Es muß schöne Hände, gewaschene, unverkrüppelte Füße haben (wie sie Schuhstöckel erzeugen), womöglich Hühneraugen nicht besitzen und das Talent haben, sich anmutig zu bewegen.

Sehr wichtig ist auch das Schönheitsideal der Herren Temple und Veith, auf das ich schon immer gespitzt habe. Es lautet:

Oft über diese Angelegenheit interpelliert, kann ich meine Ansicht über ein Schönheitsideal dahin zusammenfassen, daß dasselbe in von der Natur glücklich veranlagten Formen— und Farbenharmenien zu suchen ist und möglichst wenig oder gar keine Strömungen den angenehmen Eindruck beeinträchtigen. Wenn Ihre Frage auf die ideale Frauenschönheit zielte, muß ich meine obige Äußerung wiederholen ...

* * *

IN DER WERKSTATT

den Dichter zu zeigen, ist ein Problem der modernen Photographie. Die meisten widersetzen sich, weil sie sich schämen, in Anwesenheit des Photographen schöpferisch tätig zu sein, oder weil sie es dann einfach nicht könnten. Der Dichter hat am Schreibtisch nichts zu suchen, wenn der Photograph kommt, aber dieser will gerade, daß der Dichter am Schreibtisch sitzt. Über die Schwierigkeit, die sich hierdurch ergibt, ist vorläufig nicht hinwegzukommen, und die illustrierten Zeitschriften, denen es wohl gelingen mag, die Minister beim Regieren zu erwischen, verzweifeln an der Aufgabe, ihrem Publikum zu zeigen, wie sich die Dichter beim Schreiben benehmen. Nur in Ausnahmefällen hat der Photograph Glück und kriegt den Moment zu fassen, wo die Produktion sich ungestört von der Aufnahme vollzieht. Eine Berliner Zeitschrift hat Herrn Hugo v. Hofmannsthal in seinem Heim vorgeführt. Der Dichter sitzt am Schreibtisch und liest ein Buch.

* * *

MAN GLAUBT GAR NICHT

was für Sorgen die Polizei hat. Sie verbietet nicht nur Theaterstücke, sondern auch Filme, und sie verbietet nicht nur Filme, sondern gestattet auch, daß sie, wie die »Zeitung für die Besucher der Kinematographentheater« — das gibts — meldet, »mit den hier angegebenen Abänderungen zur öffentlichen Vorführung« gelangen:

4. »Die Braut des Todes« (Nordisk). Der am 28. März 1912 verboten gewesene Film wird unter nachstehenden Bedingungen zugelassen: Der Haupttitel hat zu lauten: »Das Ende vom Lied«. Der Untertitel »Henny kann ihrer Sehnsucht nach Bruno nicht widerstehen« ist entsprechend abzuändern. Die Szene »Küssen auf die Brust« und »Ansprache auf der Straße« haben ganz zu entfallen.

Das Publikum dagegen hat nichts dagegen. Nur manchmal braust es auf. Denn, wie sagt doch in der Zeitung für die Besucher der Kinematographentheater ein Feuilletonist — das gibts —so treffend:

Gleichwie das Meer in Farbe und Bewegung mannigfachen Veränderungen unterworfen erscheint, bald silbern schimmert, bald im tiefen Blau, wie ein treues Auge blickt, gleich darauf düster wie ein Grab sich öffnet, jetzt ruhig, spiegelglatt daliegt, um später mit mächtigem Groll sich emporzubäumen und mit kochender Wut die Gischt in die Höhe zu schleudern, ebenso vielgestaltet ist das Publikum in Schauspielhäusern, im Konzertsaal wie im Kino, über-

all, wo ihm künstlerische Darbietungen in Aussicht gestellt werden.

Nur daß es die Gischt nicht mit kochender Wut in die Höhe schleudert.

* * *

EGMONT ... HR. REIMERS

»(Zwischenfall im Burgtheater.) Während der samstägigen Vorstellung wurde auf der vierten Galerie des Burgtheaters der 20jährige Abiturient Alfred A. v. H. von plötzlichem Unwohlsein befallen und stürzte von seinem Sitze. Theaterbedienstete trugen ihn rasch in den Vorraum. Auf Anordnung des herbeigerufenen Theaterarztes wurde der junge Mann in seine Wohnung in der Margaretensstraße gebracht. Der Vorfall rief im Publikum keine Beunruhigung hervor.«

* * *

DIE AXT IM HAUS ERSPART DEN ZIMMERMANN

»Die musikalisch—pädagogischen Vorträge, welche Gisela Springer in zyklischer Folge (unter dem Titel: »Vom Hörenlernen«) veranstaltet, finden am 17., 20., 24. und 27. d. sowie am 4. und 8. Mai, nachmittags 3 Uhr, im kleinen Musikvereinssaale statt. Außer der Künstlerin haben auch noch die Damen Frau Agnes Bricht—Pyllemann, Frau Doktor Hedwig Kanner, Fräulein Flora Kalbeck, Fräulein Margarete Kolbe, Frau Dr. Liebstöckl sowie die Herren Fritz Brunner, Karl Lafite, Ary van Leeuwen und Ernst Pozsonyi ihre Mitwirkung zugesagt ...

Unter den neun Mitwirkenden, die zugesagt haben, sollen sich nicht weniger als sieben Verwandte und Angehörige von Wiener Redaktionen befinden. Die Notiz müßte in den 'Fliegenden Blättern' unter dem Titel »Praktisch« oder »Sie kennt sich aus« erscheinen, die folgende Musikkritik unter dem Titel »Immer derselbe« oder »Gut gegeben«. Jedenfalls ist es erfreulich, daß die tonangebenden Blätter so musikalisch sind.

* * *

EINE BESONDERE ÜBERRASCHUNG ZU OSTERN

Gedichte von Ludwig Fulda, Hugo Salus, Siegfried Trebitsch, Paul Wertheimer, Paul Wilhelm — aber das sind alles Namen, die man kennt und schätzt und die schon die Suggestion der Gediegenheit mit sich bringen. Und von wem noch? Nun, und — und —

und zwei Gedichte eines noch Unbekannten

Das muß ein Gefühl sein, wenn man so entdeckt ist! Man sitzt im Café, sieht, wie alles mit Fingern irgendwohin zeigt, und muß sich nicht zu erkennen geben. Wer es ist? Ja, das möchten sie jetzt alle wissen. Auf der Straße haben sich Gruppen gebildet. Noch so unbekannt und schon so talentlos! Wer kann das nur sein? Nun, ich weiß etwas. Man versuche in Gegenwart von Leuten, die einem noch unbekannt sind, das Wort »Schmarren« vor sich hinzumurmeln. Wird er rot, so hat man ihn.

* * *

BUCHHÄNDLER HUGO HELLER EMPFIEHLT

den Roman Genezareth usw. Aber das gilt mir nichts, das sagt mir nichts, daraus mache ich mir nichts. Ich wünsche zu lesen: Der Roman Genezareth usw., vorrätig in der Buchhandlung usw. Dann erst werde ich den Roman nicht lesen, aber jedenfalls mit dem Verkehrsleben einverstanden sein. Denn für die Individualität eines Romanschriftstellers habe ich zwar selten etwas übrig, aber wehe, wenn ich, um sie zu übersehen, mich vorher in die Eigenart eines Buchhändlers vertiefen muß. Und wie mir, glaube ich, wird es auch denen gehen, die es speziell auf den Autor abgesehen haben. Und so laßt uns denn in dieser ohnedies wundgeriebenen Zeit eine Vereinfachung des Verkehrslebens am hiesigen Platz erhoffen.

* * *

DER SCHWERENÖTER UND DAS JUNGE MÄDCHEN

Ein herziger Briefwechsel wurde durch die 'Zeit' publik: »O, diese Mädchen!«, begann ein Offizier, der unter dem Pseudonym eines bekannten Propheten für die Presse schreibt und überhaupt ein Kenner der »Weibsen« ist. Eine antwortete mit »Warum wir so sind«. Er sagte, daß die modernen Mädchen »mit selig verglasten Augen ins Ungewisse springen«, er »habe aber nicht Grisetten im Auge«, wiewohl auch diese »oft und oft uns Herren der Schöpfung beschämen durch die selbstlose große Linie, wenn sie lieben. Das ist der springende Punkt«. Sie sagte: »O ich kenn' Sie ja so gut! Sie sind doch der elegante Herr, der in den Gesellschaften immer mit einem ganz jungen, sehr frischen Mädchen in einer Ecke sitzt ... O, ich weiß ganz genau, was Sie dem Kind erzählen. Kaum vier Jahre sind's ja her, da saß ich neben Ihnen, auf demselben Platz. Ich weiß noch, wie ich erst davonlaufen wollte, weil ich über Ihren Ton empört war. Aber dann fand ich Sie so ungewöhnlich geistreich und amüsan — trotz alledem.« Er sagte: »Was nützt's mir, daß ich die Fähigkeit in mir fühle, mit meinen Gluten noch lange Orchideen zum Blühen zu bringen?« Sie sagte: »Bald retteten Sie sich mit einem noch zehn Wochen jüngeren und noch eine Nuance blonderen Mädel in eine andere Saalecke.« Er sagte: »Unsere jungen Damen schwärmen unter sonst gleichen Voraussetzungen lieber für den Mann mit angewachsenen Manschetten als für jenen mit »Röllchen«, williger für die rote Hose des Kavalleristen als für das schlichte Kauserietalent des lieben Kerls von der Infanterie. Aber sind wir nicht auch so? Ist uns die todschick befiederte Taube auf dem Dache nicht begehrenswerter als die Spätzin mit Flanelldessous und der kleinbürgerlichen Kuhwärme in der Hand? Na also.« Sie, anstatt ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die »kuhwarmen Gattinnen« ihre Flügel nur einem Wort der Fackel verdanken, sagte: »Ich war Ihnen eine gelehrige Schülerin ... Sie wurden ängstlich ... Szenen? Vieux jeu!« Jetzt hätte er sagen sollen: »C'est la vie! Voilà tout!« Statt dessen sagte er aber: »Mein Urgroßvater badete in einem Jahr nicht halb so viel als ich in einer Woche. Ich schätze ihn trotzdem, aber kein Mensch kann von mir verlangen, daß ich aus lauter Pietät nach heutigen Kulturbegriffen ein Schwein bleibe.« Darauf sagte sie: »Daß ich's nur gestehe, Herr Jeremias, ich habe Sie geliebt.«

* * *

MAN BEMERKTE

Pollack v. Parnegg, Reichenfeld, Grünbaum, Laczy Gutmann (was ist das?) Taussig, Redlich, Stiaßny. Das ist erfreulich, aber wo? Im Foyer des Deutschen Volkstheaters. Das glaube ich gern, aber wann? Als Frank Wedekind ein Mysterium vorlas. Die Theaterkanzlei, die ihm das Foyer einräumte, während sie Herrn Salten auf die Bühne ließ, hat die Passagierliste an die Zeitungen geschickt, und die wissen sich so etwas zu schätzen. Auch war vorher mitgeteilt worden, daß der Dichter der Rezitation »eine neue, sehr sorgfältige Bearbeitung seines Mysteriums zu Grunde legen« werde. Anders wäre Laczy nicht hereinzukriegen gewesen. Die Referate strotzten von Leben. Mit einem Satz kamen sie über die Abgründe hinweg, um zu den Kommerzialräten zu gelangen.

* * *

SIE MEINT ES IRONISCH

» ... Bielohlawek, dem die dankbaren Zeitgenossen nie das geflügelte Wort vergessen werden: Schon wieder ein Buch, das habe ich gefressen ... «

* * *

UNS MACHT MAN NICHTS WEIS

»(Cook ist da — kein Aprilscherz!) Man schreibt aus Saarbrücken vom 1. April: Der Nordpolfahrer Cook, der heute abend auf seiner deutschen Vortragstournee auch unsere Stadt beglückte und einen Lichtbildervortrag radebrechte, wurde dabei von einem tragikomischen Mißgeschick verfolgt. Trotzdem unser Publikum nicht wenig sensationslüstern ist, stellten sich doch nur etwa fünfzig Personen zum Vortrage ein. Es hatte sich nämlich herumgesprochen, die Ankündigung Cooks sei ein Aprilscherz und auf den wollte niemand hineinfliegen.«

Der Kulturforscher wird gut tun, diese Notiz unmittelbar an den Bericht über das Bankett der geographischen Gesellschaft in Kopenhagen anzuschließen. Daß er vom Nordpol komme, haben ihm die Fachleute geglaubt. Daß er in Saarbrücken angelangt sei, hielten die Laien für ganz unwahrscheinlich. Als er zum erstenmal vom Nordpol erzählte, hieß es in der Welt nicht: Obwohl unser Publikum nicht wenig sensationslüstern ist, stellten sich doch nur etwa fünfzig Personen ein, weil niemand hineinfliegen wollte. Mit der Flucht der Saarbrückener, die man in einer Denkmünze festhalten müßte, endet der Siegeszug des Fortschritts. Die Vertrottelung ist nicht mehr aufzuhalten. Jetzt sind sie sogar schon gescheit! Wenn Herr Cook, dieses arme Opfer der Leute, die ihm aufgesessen sind, sich einmal eine Zigarre anzündet, werden sie sagen: Es brennt nicht! Und wenn er verhungert, werden sich Publikum und Presse darin einigen, daß sie auf den Aprilscherz nicht hineinfliegen. Die Notiz selbst könnte ein Aprilscherz sein: dann ist sie dreifacher Betrug der Welt und

bezeichnet umso besser einen Geisteszustand, den man ausrechnen kann, wenn man die Dummheit zur Kubikzahl erhebt.

* * *

MEINE ZEITGENOSSEN

»Die vorgestrige Preiskonkurrenz brachte Fräulein Louise Kemtner, der Schwester der bekannten Hernalser Gastwirtin Koncel, mit dem kleinsten Fuß (19 ½) und Herrn Moritz Mayer mit der größten Glatze den ersten Preis. Heute werden die engste Damentaille und die größte Nase prämiert.«

* * *

IN WIEN WIRD »DER MENSCH« AUSGESTELLT

»Sehr geehrter Herr Redakteur! Der Artikel »Gott Langsam« in der Sonntagsnummer ist gerade rechtzeitig erschienen, um auf denselben unsererseits dahin antworten zu können, daß »Der Mensch« *bereits auf dem Wege ist, sich schon in wenigen Wochen dem Wiener Publikum vorzustellen ...* Das leitende Komitee dieser Ausstellung hat sich *durch die mancherlei Schwierigkeiten, die tatsächlich überwunden werden müssen*, keineswegs in seinem Vorhaben irremachen oder abhalten lassen ... Der »Pfleger des Kindes« vom zarten Säuglingsalter durch alle Entwicklungsstufen hindurch wird ein weiter Platz eingeräumt sein, und auch »Der Mensch« *wird als einheimisches, in Wien selbst geschaffenes Werk* in dieser Abteilung auf die Füße gestellt werden ... Dabei wird sich aber das leitende Generalkomitee der Frühjahrsausstellung keineswegs mit dem ehrenden Bewußtsein begnügen, *die Auferstehung »des Menschen«* in Wien in greifbarer Form ange-regt und vorbereitet zu haben, sondern es wird nach wie vor mit seiner ganzen Kraft alles aufbieten, und insbesondere das wissenschaftliche Komitee darin unterstützen, daß »Der Mensch« nicht nur schon in wenigen Wochen das Licht der Wiener Welt erblicke, sondern daß er auch wachse und gedeihe und sich in kürzester Zeit zu einer recht kräftigen, lehrreichen und populären Schöpfung entwickle ... «

Wenn der Mensch in Wien erschaffen ist, werde ich mir erlauben, mich an der Vertreibung aus dem Paradies persönlich zu beteiligen.

* * *

INTERVIEW MIT EINEM STERBENDEN KIND

Ich habe dieses hier zu Gesicht bekommen:

Die Tragödie einer kranken Mutter

Springt mit zwei Kindern aus dem vierten Stock. — Mutter und Kinder tot

Das furchtbare Familiendrama, das sich gestern morgens im Hause Stefaniestraße 2 im 11. Bezirk abgespielt hat, erregte allgemein die größte Teilnahme. Die 30jährige Reisendensgattin Paula Deixner ist in Abwesenheit ihres Gatten, der sich auf Reisen befindet, mit ihrem dreijährigen Sohne Egon aus einem Fenster ihrer im vierten Stock gelegenen Wohnung auf die Straße gesprungen und ihr älterer Sohn, *der neunjährige Paul*, ist der Mutter unmittelbar darauf gefolgt, Mutter und Kinder haben den Tod gefunden. Was sich in der Wohnung der Familie abgespielt hat, *weiß man nur aus einer Darstellung des armen Paul, der seine Mutter und seinen Bruder nur um wenige Stunden überlebt hat*, Es war einige Minuten nach $\frac{1}{2}$ 7 Uhr morgens, als der Sicherheitswachmann Karl Aiginger fand Frau Deixner mit ihren Kindern im Blute liegend Während Frau Deixner und der kleine Egon bewußlos waren, befand sich Paul, der ältere der Knaben, trotz mehrfacher schwerer Verletzungen bei vollem Bewußtsein und *gab die folgende Darstellung der Schreckenstat*.

Was der kleine Paul erzählte

Die Mutter, die seit einiger Zeit krank war und seit gestern abends eine Pflegerin hatte, erwachte heute früher als sonst. Sie klagte über Schmerzen und bat die Pflegerin, ihr einen Tee zu kochen. Während die Krankenpflegerin in der Küche den Tee bereitete, sagte die Mutter:

»Paulchen, ich werde mit Egon aus dem Fenster springen. *Spring' Du mit!*«

Ich fragte: »Warum denn, Mutter?«

Darauf sagte sie: »Wir wollen nicht länger leben!«

Der Knabe erzählte dann, von fortwährendem Schluchzen unterbrochen, daß er um Hilfe rufen wollte. Da habe die Mutter ihm gedroht, sofort mit Egon aus dem Fenster zu springen. Dann habe sie ihm wieder zugeredet und habe unter anderem gesagt:

»Paulchen, was wirst Du mit Papa allein machen, wenn Egon und ich nicht mehr da sind?«

Bevor der Knabe noch eine Antwort gab, riß die Mutter das Fenster auf, stieß den kleinen Egon vom Fensterbrett und stürzte sich gleichzeitig selbst in die Tiefe. Ohne zu wissen, was er tat, schwang sich nun auch Paul auf das Fensterbrett und *stürzte sich mit dem Rufe: »Mutter!« ebenfalls aus dem Fenster*.

Fast gleichzeitig sausten Mutter und Kinder zur Erde nieder und als im nächsten Augenblicke Passanten und Nachbarn sich um sie bemühten, gaben Frau Deixner und das jüngere der Kinder keine Lebenszeichen mehr von sich.

In der Wohnung hatte man nichts gemerkt

Als eine Minute später der Wachmann Alginger in der Wohnung der Familie Deixner anlautete und das Dienstmädchen öffnete, hatte weder dieses, noch die Krankenschwester eine Ahnung davon, was sich soeben abgespielt hatte ... Bald darauf erschien die Freiwillige Rettungsgesellschaft mit Inspektionsarzt Dr. Silber und die Verletzten wurden auf die zweite Unfallstation überführt.

Kurze Zeit nach der Aufnahme starb Frau Deixner, eine halbe Stunde später der kleine Egon *und um 12 Uhr mittags folgte ihnen Paul in den Tod ...*

Er hatte, wie der Telegraphist der Titanic bis zum letzten Augenblick seinen Dienst versehen. Aber sein Fall ist grauenhafter. Er war schon im Ertrinken und mußte noch die Fragen der Menschenhaie beantworten, die Gelegenheit hatten. Er lag im Blute und mußte den Polizeireportern und dem Vertreter des Illustrierten Wiener Extrablatts Auskunft geben, über den Hergang der Tat, über seine Eindrücke. Der Bericht ist authentisch, sie haben ihn aus erster Hand, sie rühmen sich dessen. Es geht über die Fassungskraft. Ein Kind erzählt dem Interviewer, wie es aus dem Fenster sprang. Hanneles Fiebervisionen mitstenographiert. »Sie sagte: Spring' Du mit!« Ich fragte: Warum denn, Mutter?« »Ich stürzte mich mit dem Rufe: Mutter! ebenfalls aus dem Fenster.« Die Presse ringt mit dem Tode, um früher als er am Sterbebett eines blutenden Kindes zur Information zu kommen. Vor diesem Schauspiel verstummt aller Haß und alle Verachtung der Presse. Nichts läßt es übrig als Trauer: ich vermisse diese Menschen in der Totenliste der Titanic.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.